

A photograph of a single red rose in bloom, growing from a tangled mass of rusty barbed wire. The rose is positioned on the left side of the frame, with its stem and a few green leaves extending upwards. The barbed wire is coiled and rests on a rough, grey concrete surface. The background is a blurred, out-of-focus scene of what appears to be an industrial or urban environment, with various structures and a vehicle visible in the distance.

Johann
Christoph
Arnold

**Wer vergibt,
heilt auch
sich selbst**

Johann Christoph Arnold

Wer vergibt, heilt auch sich selbst

Johann Christoph Arnold

Wer vergibt, heilt auch sich selbst

Aus dem Amerikanischen
von Bernardin Schellenberger



Plough Publishing House

Published by Plough Publishing House
Walden, New York
Robertsbridge, England
Elsmore, Australia
www.plough.com

Titel der amerikanischen Originalausgabe: Why Forgive?
Copyright © 2009 by Plough Publishing House

Umschlaggestaltung: Bergmoser + Höller, Aachen
Umschlagmotiv: © KNA-Bild

ISBN: 978-0-87486-779-4

1. Auflage: Februar 2015

2. Auflage: April 2015

3. Auflage: Juni 2015

4. Auflage: Januar 2016

Diese Ausgabe ist die durchgesehene, erweiterte und neu übersetzte Ausgabe einer unter dem gleichen Titel in drei Auflagen bei Herder zuletzt 2000 mit einem Vorwort von Johannes Rau erschienenen Ausgabe.

Die Bibelzitate sind der Bibelausgabe des Verlags Herder entnommen (zuletzt Freiburg im Breisgau 2005).

*Es gibt ein strenges Gesetz:
Wurde uns ein Leid angetan,
so erholen wir uns davon erst,
wenn wir vergeben.*

A L A N P A T O N

Inhalt

Zur Einführung	9
1 Das Geschwür der Verbitterung	13
2 An Wunder glauben	28
3 Den Kreislauf des Hasses durchbrechen	40
4 Segnet, die euch verfolgen	53
5 Vergebung und Gerechtigkeit	73
6 Barmherzigkeit erweisen	88
7 Wenn Versöhnung nicht möglich ist	103
8 Vergebung im Alltag	110
9 Vergebung in der Ehe	125
10 Den Eltern vergeben	135
11 Gott vergeben	149
12 Sich selbst vergeben	159
13 Zu seiner Verantwortung stehen	170
14 Immer wieder neu vergeben	179
15 Vergebung breitet sich wellenförmig aus	201
Nachwort	222
Der Autor	225

Zur Einführung

Im September 1995 war in unserem Ort am helllichten Tage ein sieben Jahre altes Mädchen entführt worden. Eine Woche später musste ich morgens beim Kaffeetrinken in der Zeitung die grauenvolle Nachricht lesen, ein guter Bekannter der Familie, der das volle Vertrauen des Kindes hatte, sei gefasst worden und habe das Verbrechen gestanden. Er hatte ihm in einem Waldstück in der Nähe des Hauses aufgelauert, es vergewaltigt, zu Tode geschlagen und die Leiche versteckt.

Die öffentliche Reaktion war vorherzusehen: Dieser Mann gehört hingerichtet. Nach den neuen Statuten unseres Bundesstaats für die Todesstrafe wurde er als fragloser Kandidat dafür angesehen. Zu Anfang hatte ihm der Staatsanwalt versprochen, er werde auf eine Höchststrafe von zwanzig Jahren Gefängnis plädieren, wenn er ihm verrate, wo der Leichnam des Kindes zu finden sei, aber nach dessen Auffindung nahm er sein Wort zurück und erklärte, er hätte sogar einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, um das Kind zu finden. Er setzte sogar hinzu, er hoffe der Erste zu werden, dem in der neueren Geschichte New Yorks der Verdienst zukomme, einen Mörder in die Todeszelle geschickt zu haben. Anwohner sagten in Interviews in den örtlichen Medien sogar, die Behörden sollten ihn ruhig freilassen; »sie würden sich schon um ihn kümmern«.

Diese Wut mochte verständlich sein, aber ich fragte mich, ob das denn für die trauernden Hinterbliebenen des Opfers ein Trost sein könne. Als Seelsorger war ich mir ziemlich sicher, wie ich reagieren sollte: Ich bestellte jemanden aus meiner Gemeinde, um an der Beisetzung teilzunehmen und schickte den Eltern des Kindes Blumen. Die Familie persönlich zu besuchen, hatte ich (erfolglos) versucht. Aber mir lastete diese Geschichte immer noch schwer auf dem Herzen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich müsse den Mörder besuchen – und ihn mit der Grauenhaftigkeit seiner Taten konfrontieren. Ich wollte ihm einsehen helfen, dass er, wenn er jemals nach dem Vollbringen einer derart abscheulichen Tat Frieden finden wolle, dies nur tun könne, indem er sie sein Leben lang ehrlich bereue.

Ich wusste, dass mich manche Leute schief ansehen würden, wenn ich diesen Menschen besuchte, ja mir das falsch auslegen würden, aber ich war überzeugt davon, dass das meine Pflicht sei. So kam es, dass ich einige Monate danach im Kreisgefängnis dem ungefesselten Mörder direkt gegenüber saß. Die Stunden, die ich in dieser Zelle verbrachte, erschütterten mich zutiefst und rissen bei mir viele unlösbare Fragen auf – Fragen, die mich schließlich dazu führten, dieses Buch hier zu schreiben.

Knappe drei Monate nach meinem Besuch stand der Mörder der Familie seines Opfers gegenüber. Der Raum war überfüllt und beim Betreten konnte ich spüren, welche feindselige Spannung in der Luft lag. Nachdem der Richter zum Schluss des Prozesses sein Urteil verlesen hatte – lebenslänglich ohne vorzeitige Begnadigung –, fügte er noch hinzu: »Ich hoffe, die Hölle, die Sie jetzt im Gefängnis erwartet, ist nur ein Vorgeschmack der Hölle, die Ihnen in der Ewigkeit blüht.«

Hierauf erhielt der Angeklagte die Erlaubnis, einige Worte zu sagen. Mit lauter, bebender Stimme sagte er zu den Eltern des Kindes, es tue ihm »ehrlich leid«, welchen Schmerz er ihnen angetan habe, und er bete täglich um Vergebung. Durch die Zuhörerschaft ging eine Welle wütenden Geflüsters und ich stellte mir die Frage: Wie kann man einem solchen Menschen jemals vergeben?

1 Das Geschwür der Verbitterung

*Verbitterung ist wie ein Gift, das du trinkst und
dabei hoffst, es vergifte deine Feinde.*

N E L S O N M A N D E L A

Vergebung ist eine Tür zu Frieden und Glück. Es ist eine kleine, enge Tür. Man muss sich tief bücken, sonst kommt man durch sie nicht hindurch. Zudem lässt sie sich nur schwer finden. Aber auch wenn man sehr lange suchen muss: Man *kann* sie finden. Das haben zumindest die Männer und Frauen, von denen dieses Buch hier handelt, entdeckt. Wenn Sie ihre Geschichten lesen, führt das vielleicht auch Sie zur Tür der Vergebung. Denken Sie dann einfach daran: Wenn Sie vor ihr stehen, können nur Sie sie öffnen.

Was bedeutet Vergebung genau? Vergebung hat offensichtlich nichts mit der ausgleichenden Gerechtigkeit zwischen Menschen zu tun, also nichts mit dem Grundsatz »Auge um Auge, Zahn um Zahn«. Auch ist sie kein bloßes Entschuldigen, bei dem man mit dem Spruch »Schwamm drüber« das Geschehene vom Tisch wischt. Das Leben gleicht nie alle Ungerechtigkeiten aus. Es ist voller Dinge, die nicht zu entschuldigen sind.

Wenn man jemandem einen Fehler oder eine vorsätzliche Verletzung vergibt, lässt man das Vorgefallene als solches stehen, schlägt oder beißt jedoch nicht zurück, sondern versucht, darüber hinaus zu sehen, um schließlich wieder seine Beziehung zu demjenigen herzustellen, der einen verletzt hat. Unsere Vergebung nimmt uns vielleicht nicht unseren Schmerz – vielleicht wird sie sogar nicht einmal anerkannt oder angenommen –, aber der Akt, sie anzubieten, bewahrt uns davor, in die Abwärtsspirale der Bitterkeit hineingezogen zu werden. Sie schützt uns sogar vor der Versuchung, unsere Wut oder Verletzung gegenüber jemand anderem abzureagieren.

Wenn wir verletzt werden, ist es ganz natürlich, dass wir die Quelle dieser Verletzung wieder aufsuchen wollen. Daran ist nichts Falsches. Aber wenn wir das in der Form tun, dass wir dem anderen immer wieder seine Schuld vorwerfen, wird aus unserem Schmerz bald Verbitterung. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob die Ursache unseres Schmerzes real oder eingebildet ist; die Wirkung ist die gleiche. Sind wir erst einmal von Bitterkeit erfüllt, so frisst sie langsam an uns, bis sie herausplatzt und alles um uns herum zersetzt.

Wir alle kennen verbitterte Menschen. Sie verfügen über ein erstaunliches Gedächtnis für die winzigsten Einzelheiten und suhlen sich in Selbstmitleid und Groll. Sie registrieren genau jede Verletzung und sind jederzeit bereit, anderen Menschen zu zeigen, wie sehr man sie verletzt hat. Äußerlich können sie ruhig und gesetzt wirken, aber im Innern sind sie kurz davor, ihre angestauten Gefühle losbrechen zu lassen.

Verbitterte Menschen verteidigen ihren Groll unablässig: Sie haben das Gefühl, sie seien derart tief und so oft verletzt worden, dass sie das von der Notwendig-

keit ausnehme, Vergebung zu üben. Aber genau diese Menschen haben es am dringendsten nötig, anderen zu vergeben. Ihre Herzen sind oft derart voller Groll, dass sie gar nicht mehr die Fähigkeit zum Lieben haben.

Vor über dreißig Jahren wurden mein Vater und ich von einem Kollegen gebeten, eine Bekannte zu besuchen, die behauptete, sie könne nicht mehr lieben. Janes Mann lag im Sterben. Sie hatte ihn unbedingt trösten wollen, aber etwas in ihr schien sie davor zurückzuhalten. Dabei war sie in jeder Hinsicht ein tadelloser Mensch: Sie war umgänglich, gewissenhaft, fähig, arbeitsam und ehrlich – aber wenn man sich mit ihr unterhielt, merkte man, dass sie gefühllos wie ein Stein war. Sie konnte tatsächlich nicht lieben.

Nach monatelangen Gesprächen kam schließlich die Ursache von Janes Kälte ans Licht: Sie konnte nicht vergeben. Als Grund dafür konnte sie nicht irgendeine bestimmte große Verletzung angeben, aber sie war emotional vom kollektiven Gewicht Tausender kleiner Anlässe zum Groll völlig gefesselt, ja so gut wie vollständig lahmgelegt.

Zum Glück wurde Jane dann später fähig, über ihren Schatten zu springen und neu die Freude am Leben zu entdecken. Bei Brenda, einer anderen verbitterten Frau, die ich in der Beratung hatte, war das nicht der Fall. Sie war von ihrem Onkel jahrelang sexuell missbraucht und dann von ihrem Alkoholismus zum Verstummen gebracht worden, den ihr Peiniger bei ihr mit täglichen Wodka-Zufuhren nährte; schließlich war sie ihm entronnen, aber trotzdem war sie innerlich noch völlig von ihm abhängig.

Als ich Brenda kennenlernte, hatte man ihr eine psychiatrische Intensivberatung angeboten. Sie hatte auch einen guten Job und ein ausgedehntes Netzwerk hilfreicher

Freunde, die sich alle Mühe gaben, ihr zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen. Trotz all dem schien sie keinerlei Fortschritt zu machen. Sie hatte extreme Gefühlsausbrüche, von ausgelassenem Lachen bis zu untröstlichem Weinen. An einem Tag konnte sie maßlos viel essen, am nächsten fasten und darben. Und sie trank – leerte Flasche um Flasche.

Brenda war fraglos das unschuldige Opfer eines entsetzlich verderbten Mannes, aber je besser ich sie kennenlernte, desto mehr schien mir, sie pflege ihr eigenes Elend unablässig. Indem sie sich weigerte, ihren Hass auf ihren Onkel abzulegen, ließ sie es zu, dass er weiterhin seinen Einfluss auf sie ausübte.

Brenda war einer der schwierigsten Menschen, dem ich jemals zu helfen versucht habe. Immer und immer wieder versuchte ich ihr zur Einsicht zu verhelfen, dass sie für immer das Opfer ihres Onkels bleiben würde, wenn sie ihm nicht vergeben könne – oder jedenfalls lerne, über die Tatsache hinauszusehen, dass er sie missbraucht hatte. Aber meine Anstrengungen waren umsonst. Sie wurde immer wütender und verwirrter und trieb sich immer tiefer in einen Dschungel der Verzweiflung hinein. Schließlich versuchte sie sich selbst zu erdrosseln und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Von sexuellem Missbrauch geschlagene Wunden brauchen Jahre, um zu heilen. Oft hinterlassen sie bleibende Narben. Aber sie müssen nicht zu lebenslangen Qualen werden oder in den Selbstmord führen. Für jeden Fall von der Art Brendas gibt es andere Fälle, in denen das Opfer auf dem Weg der Vergebung fähig wird, das Leben noch einmal neu anzupacken und dessen glückliche Seiten zu entdecken.

Glenn Fielder aus East London hatte mit sechzehn Jahren bereits etliche Leichtathletik-Rekorde erzielt und war ein verheißungsvoller Fußballer beim FC Leyton Orient, dem gleichen Club, in dem David Beckham angefangen hatte, bevor er von Manchester United unter Vertrag genommen wurde. Aber während Beckham dann zu internationalem Erfolg aufstieg, wachte Fielder, der in der gleichen Straße wie er aufwuchs und bis heute mit dem Superstar eng befreundet ist, eines Tages auf und musste feststellen, dass er sein ganzes weiteres Leben hindurch gelähmt sein würde.

Es war im Januar 1987. Man hatte mich zu einer Party in die Gemeindehalle von Chingford eingeladen. Ich hatte mich sehr darauf gefreut, und dort hatte ich dann auch viel Spaß. Kurz vor Mitternacht verließ ich mit einem Freund die Party. Wir kamen an sieben oder acht Burschen vorbei, die in heftigem Streit miteinander waren. Wir machten einen Bogen um sie herum und gingen weiter, denn wir wollten in nichts hineinkommen. Aber einige hundert Meter weiter stießen wir auf einen jungen Mann, der im Rinnstein lag, und so blieben wir stehen. Er war schlimm zusammengeschlagen worden. Ich beugte mich nieder, um ihm meine Jacke unter den Kopf zu legen. Mein Freund lief nebenan in ein Gebäude, um eine Ambulanz zu rufen.

Während wir warteten, bis die Hilfe kam, wurde der Streit hinter uns immer lauter und lauter. Als die Gruppe näher kam, wurde ich etwas nervös und stand auf. In diesem Augenblick spürte ich in meinem Rücken einen kurzen, scharfen Hieb und fiel bewusstlos um. Es war ein Messer gewesen, das mir jemand direkt zwischen die Schulterblätter gestoßen hatte. Später erzählte man mir, dass mich nach diesem Stich noch drei oder vier Burschen wild verprügelt und getreten hätten. Aber



Glenn Fielder

an das alles erinnere ich mich nicht. Ich weiß nur, dass ich beim Aufwachen mit durchtrennter Wirbelsäule in einem Krankenhausbett lag. Da blieb ich zwei oder drei Wochen unter starken Beruhigungsmitteln liegen. Als ich dann wieder zu vollem Bewusstsein kam, eröffnete mir mein Vater, dass ich den Rest meines Lebens im Rollstuhl verbringen müsse.

An diesem Punkt war meine Welt zu Ende. Ich hatte das Gefühl, als würde mir mein Herz aus der Brust gerissen. Der Fußball war mein Leben; und jetzt sollte ich nie mehr Fußball spielen können. Ich konnte mir nichts Schlimmeres vorstellen. Als ich elf Monate danach aus

dem Krankenhaus heimkam, war ich noch immer total fertig. Schon allein der Gedanke ans Fußballspielen war für mich vernichtend. Ich zerriss alte Mannschaftsfotos und warf alle Medaillen weg. Es war mir unerträglich, mir am Fernseher Fußballspiele anzusehen.

Im Zusammenhang mit dem Angriff auf Glenn wurden sechs junge Männer verhaftet. Einer von ihnen, ein Achtzehnjähriger, erhielt sechs Jahre Freiheitsstrafe, verbrachte dann aber nur vier Jahre hinter Gittern. Kein Wunder, dass Glenn darüber wütend war: »Sechs Jahre für diesen Angriff, den ich gar nicht provoziert hatte! Wo war da die Gerechtigkeit? Ich war zu lebenslänglich verurteilt worden – zu lebenslänglicher Behinderung. Ich wollte Rache. Dieser Wunsch verbitterte mich und füllte mich ganz aus.«

Nach fast einem Jahr konnte Glenn endlich wieder heim und mit dem langwierigen Versuch anfangen, wieder den Anschein eines einigermaßen normalen Lebens zu finden:

Ich war in einer guten Klinik – Stokes Mandeville – mit einer der besten Reha-Stationen Englands. Alle taten ihr Bestes, um mich auf mein Leben als Querschnittsgelähmter vorzubereiten. Aber ehrlich gesagt, ich hatte das Gefühl, mein Leben sei vorbei. Aber schließlich gewann mein Überlebenswille die Oberhand. Zunächst arbeitete ich im Verwaltungsdienst, aber das gefiel mir nicht. Ich war ein Mensch, der im Freien sein musste. Aber welche Wahl hatte ich schon? Ich wechselte dann zu einer Schreibwarenfirma und war dort im Verkauf tätig. In dieser Zeit lernte ich meine Frau Julie kennen und ließ mich häuslich nieder.

Bei all dem musste ich mich mit dem auseinandersetzen, was in meinem Inneren vorging. Es war ja so: Alle, die mich sahen, wussten gleich, dass ich behindert bin.

Wer mich darauf ansprach, dem erzählte ich, dass das von einem Angriff mit einem Messer stammte. Aber was ich den Leuten nie sagen konnte – und was sie mir auch nicht ansehen konnten –, war die Wut, die in mir brannte. Ich kochte jahrelang. Ich lag im Bett und dachte mir Möglichkeiten aus, wie ich meinen Angreifer umbringen könnte. Ich phantasierte darüber, was ich ihm alles antun wollte.

Die Leute sagten damals immer wieder zu mir: »Das ist ja himmelschreiend ungerecht. So einem Typ würde ich beide Beine wegschießen lassen, blah, blah, blah!« Diese Leute meinten, mit solchen Sprüchen würden sie mir helfen, aber in Wirklichkeit machten sie alles bloß noch schlimmer. Sie schürten meine Wut und stressten mich noch mehr.

Zum Glück hielt mich aber zugleich irgendetwas davor zurück, mich unbedingt rächen zu wollen. Ich weiß nicht, was es war, aber Gott sei Dank hielt es mich zurück. Und schließlich war ich so weit, dass ich zu mir sagen konnte: »Jetzt halt mal. Immerhin bist du noch am Leben. Du bist mit einer wunderschönen Frau verheiratet; du hast zwei wunderschöne Kinder. Du hast deinen eigenen Job (ich verdiene inzwischen meinen Lebensunterhalt mit einem ganz mit den Händen fahrbaren Taxi). Du hast dein eigenes Haus und du kannst alle deine Rechnungen bezahlen.«

Ich denke, ich sah: In Wirklichkeit hatte ich ja ein besseres Leben als mein Angreifer. Ich hatte einiges über ihn erfahren: Er war im Lauf seines weiteren Lebens immer wieder ins Gefängnis gekommen. Er nahm ständig Drogen und hatte psychische Probleme. Seine Familie schämte sich seiner wegen. Das war ja bei mir ganz anders! Schließlich dachte ich bei mir: »Wenn du deine Wut nicht von innen her loswerden kannst, kommst du nie wirklich weiter.« So beschloss ich, zu versuchen, ihm zu vergeben. Verstehen Sie mich nicht falsch. Das gelang mir keineswegs über Nacht. Ich bin ein recht stolzer Mensch. Ich

hätte es nie fertig gebracht, auf diesen Kerl auf der Straße zuzugehen und zu ihm zu sagen: »Ich vergebe dir.« Aber ich *fiel damit an*, ihm zu vergeben, über einen längeren Zeitraum hinweg. Und nach und nach – das kam nicht über Nacht – fühlte ich mich besser. Man könnte sagen, ich wurde langsam geheilt.

Vor Kurzem rief mich mein jüngerer Bruder Danny an und sagte zu mir: »Glenn, ich habe eine gute Nachricht für dich. Der Typ, der dich angegriffen hat, den hat man tot aufgefunden. Ich denke, was kommen muss, muss kommen, stimmt's?« Ich gab ihm zur Antwort: »Weißt du was, Danny? Mir kommt da gar nichts. Ich fühle mich bloß leer. Eigentlich tut mir seine Familie leid. Ich spüre keine Bitterkeit mehr. Ich bin mit meinem Leben inzwischen einen Schritt weiter.«

Wie Glenns Leben (und das Leben unzähliger anderer) zeigt, gehört zum Vergeben immer der bewusste Entschluss, mit dem Hassen aufzuhören, denn das Hassen kann niemals helfen. Aber im Gegensatz zu der simplen Redensart »vergeben und vergessen« gehört dazu nicht unbedingt das Vergessen. Wie sollte jemand seine Erinnerungen an eine Kindheit voller Missbrauch abstreifen können? Und wie sollte einer, der für immer im Rollstuhl sitzen muss, jemals ganz vergessen können, dass er niemals mehr gehen kann? Es ist dazu auch nicht notwendig, dass man demjenigen, der einem etwas Schlimmes angetan hat, noch einmal von Angesicht zu Angesicht begegnet. Im Fall eines sexuellen Traumas ist das vermutlich nicht einmal ratsam. Aber bei manchen Menschen kann es so sein, dass sie erst dann den entscheidenden Schritt nach vorn machen können, wenn sie dem Betreffenden noch einmal persönlich begegnet sind. Eine solche Begegnung kann auch zu einer Überraschung führen, die das Leben grundlegend verändert, wie es die folgende Geschichte zeigt.

»Das Leben besteht zu zehn Prozent aus dem, was dir passiert und zu neunzig Prozent aus dem, was du daraus machst.« Diesen Satz sprach mein Freund Charles Williams, Polizeichef im Ruhestand (und Dozent für Kriminalrecht) aus einer Kleinstadt im Hudson-Tal, vor den Teilnehmern an einem Diskussionsforum aus dem örtlichen Schulbezirk. Beim Zuhören musste ich mich an das erste Mal erinnern, als ich ihm begegnet war. Das war bei einer schulischen Veranstaltung zum Thema »gewaltfreie Konfliktlösung« gewesen. Damals war Chief Williams, als der er inzwischen bekannt ist, von der Geschichte des Vortragenden ganz verblüfft gewesen. Dieser war das Opfer eines Gewaltverbrechens gewesen und hatte seinem Übeltäter vergeben. Er hat es selbst so beschrieben:

Ich dachte mir: »Großartig! Was für eine Botschaft: den Jungen beizubringen, wie man auf gewaltfreie Weise mit Konflikten umgeht!« . Ich war fasziniert. Andererseits sagte ich mir: »Es gibt keine Möglichkeit, keine verflixte Möglichkeit, dass ich selbst jemals etwas derartiges vergeben könnte. Das ist unmöglich; ich wäre zu wütend darüber, zu sehr aus dem Häuschen.« Später erzählte ich jemandem von dieser Versammlung und bat: »Erkläre mir, wie dieses Vergeben gehen soll. Ich begreife das einfach nicht.« Wir redeten darüber, und plötzlich begriff ich, warum es mir nicht nachvollziehbar war, wie man einem anderen ein Gewaltverbrechen vergeben konnte: Ich selbst kannte jemanden, dem ich vergeben musste, und ich konnte das nicht. Dieser Mensch war meine Mutter.

Ich bin in einem Alkoholikerhaushalt aufgewachsen. Meine Mutter war eine tobsüchtige Alkoholikerin. »Tobsüchtig« sage ich deshalb, weil sie Töpfe und Pfannen durch die Gegend schmiss. Ich kann mich erinnern, wie sie mit Stühlen um sich warf und schrie:

»Schluss und aus! Ich will hier weg!« Einmal riss sie sich aus ihrem Mantel, als mein Vater sie zurückhalten wollte. Er konnte sie nicht bändigen. Sie war zwei Tage lang verschwunden. Wir wussten nicht, ob sie tot war oder noch lebte.

Als Erwachsener hatte ich eine große Wut auf sie, jahrelang. Und ganz offen gesagt: Ich genoss es, auf sie wütend zu sein. Sogar als mir schließlich aufging:



Charles Williams

Ich muss meiner Mutter vergeben, brauchte ich dazu noch weitere fünf Jahre. Aber schließlich schaffte ich es. Es war ein Dienstag. Ich fuhr nach Long Island, heim in meine Vaterstadt. Als ich noch ungefähr eine Viertelstunde bis zu meiner Mutter brauchte, rief ich sie an. Es meldete sich bloß ihr Anrufbeantworter. Ich dachte: »Prima. Jetzt habe ich eine Ausrede dafür, dass ich es nicht mache.« Ich war schon fast am Umdrehen. Aber tief in mir sagte etwas zu mir: »Nein. Es ist jetzt an der Zeit.« So sprach ich ihr etwas aufs Band. Es dauerte nicht lange, und sie rief zurück.

Um es kurz zu machen: Ich ging ins Haus, setzte mich hin und vergab der Frau, die meine Kindheit zu einem Alptraum gemacht hatte. Eines kann ich Ihnen sagen: Leicht war das nicht. Aber dieser Mensch da vor mir, dieser Mensch, der für mich ein verrücktes Monster mit wildem Blick in den Augen gewesen war, der verwandelte sich auf der Stelle in eine gebrechliche, kranke alte Frau am Sauerstoffgerät. Sie sollte bald an einem Lungenemphysem sterben. Da wurde sie zur Mutter, die ich nie gehabt hatte.

Noch einmal: Leicht war es nicht, ihr zu vergeben. Wenn ich sage, dass ich sie hasste, stimmt das nämlich: Ich *hasste* sie. Das schädigte mich als Mensch. Das schädigte meine Ehe bis zu dem Punkt, dass meine Frau und ich uns trennten. Es schädigte meine Fähigkeit als guter Vater. Es vergiftete alles.

Kurz danach wurde bei Chief Williams' Mutter ein Gehirntumor diagnostiziert sowie Lungenkrebs, der Metastasen gebildet hatte. Aber sie war zum Kämpfen bereit, wie ihr Sohn das nannte. Ein Stück weit lag das an ihrer festen Entschlossenheit, ihre zweite Chance für eine echte Beziehung zu ihrem Sohn zu nützen.

Sie sagte: »Ich möchte das gutmachen.« Ich sagte zu ihr: »Mam, ich vergebe dir. Du musst nichts gutmachen.« Sie bekam dann eine Strahlenbehandlung. Eines Tages rief mich meine Schwester an. Sie sagte: »Am besten kommst du gleich. Mam geht es nicht gut.« Ich flog hin und ging in die Klinik, in der sie lag. Als ich ihr Zimmer betrat, erkannte ich sie kaum wieder. Das war nicht wirklich sie. Sie hatte ihre Zähne verloren und kaum noch Haare. Schlimmer noch war, dass sie blind geworden war und kaum noch sprechen oder sich bewegen konnte.

Ich trat an ihr Bett und sagte: »Mam, ich vergebe dir. Und ich liebe dich«, und sie lächelte. Dann fügte ich in meinem besten Long Island-Akzent hinzu: »Mam, deine Frisur steht dir gut!« Ich wusste, dass sie mich dann wieder in Grund und Boden fluchen würde ... Jetzt kamen keine Worte mehr aus ihrem Mund, aber ich merkte, dass sie das tat, das können Sie mir glauben, und so wusste ich, dass sie immer noch die Alte war.

Dann setzte ich mich zu ihr und sagte ihr noch einmal, wie sehr ich sie liebte. Wer weiß – vielleicht war es das letzte Mal, dass ich sie sah. So sehr ich sie in der Vergangenheit

gehasst hatte, liebte ich sie jetzt. Für wen das schwer zu verstehen ist, dem sei gesagt, dass zwischen Liebe und Hass oft nur eine ganz dünne Grenzlinie verläuft.

Zu diesem Zeitpunkt weinte ich wie ein kleines Kind, wie ein Sohn, der gerade dabei ist, seine Mutter zu verlieren. Da hob Mam, die sich die ganze Zeit nicht gerührt hatte, plötzlich den Arm und streichelte dreimal meine Hand. Vierundzwanzig Stunden vor ihrem Tod tröstete *sie mich*.

Das will ich als Erinnerung an meine Mutter behalten. Aber beachten Sie: Wenn ich ihr nicht vorher vergeben hätte, wenn ich mich nicht darum bemüht hätte, den angerichteten Schaden gutzumachen, wäre mir dieser Augenblick nie geschenkt worden.

Wie diese letzte Geschichte zeigt, ist Bitterkeit mehr als eine negative Lebenseinstellung. Sie ist eine Kraft, und zwar eine destruktive, mit der man sich selbst schadet. Sie gedeiht in den dunklen Abgründen des Herzens wie eine Krebszelle, ein gefährlicher Schimmel oder eine Spore, und sie nährt sich von jedem neuen feindseligen oder gehässigen Gedanken, der uns kommt. Und genau wie ein Krebsgeschwür oder eine Herzschwäche durch Stress noch verschlimmert werden können, kann einen auch die Bitterkeit schwächen, nicht nur emotional, sondern auch physisch. Wenn man sich nicht um sie kümmert und sie behandelt, kann sie zum Tod führen. Schon das alte chinesische Sprichwort, das Konfuzius zugeschrieben wird, sagt: »Wer die Rache wählt, sollte zwei Gräber ausheben.« Tragischerweise war es genau das, was Anne Coleman, eine Frau in Delaware, die ich jahrelang gut kannte, zunächst einmal bitter hatte erfahren müssen:

1985 nahm ich eines Tages den Hörer ab und hörte meine Nichte in Los Angeles sagen: »Anne, Frances ist erschossen worden. Sie ist tot.«



Daniel, Anne, und Frances Coleman

Ich kann mich nicht mehr erinnern, dass ich geschrien hätte, aber ich tat es bestimmt. Ich buchte auf der Stelle einen Flug nach Kalifornien. Im Flugzeug war ich fest davon überzeugt: Ich könnte jemand umbringen. Hätte ich eine Waffe und den Mörder gehabt, dann hätte ich das vermutlich getan.

Beim Aussteigen aus dem Flugzeug begann ich mir Sorgen zu machen, wie ich meinen Sohn Daniel begrüßen sollte, der aus Hawaii einflog. Daniel war Sergeant bei der Armee und im Töten ausgebildet.

Als wir am nächsten Morgen zur Polizeistation kamen, sagten sie uns nur, dass meine Tochter tot sei. Alles andere gehe uns nichts an. Traurigerweise blieb es dabei während der ganzen Tage, die wir in Los Angeles blieben. Der Kommissar für Gewaltverbrechen sagte mir, falls sie nicht binnen vier Tagen jemand verhaftet hätten, sollte ich nicht mehr auf eine Verhaftung warten: »Hier im Revier haben wir einfach derart viele Morde, dass wir pro Mord nur vier Tage lang ermitteln.«

Das brachte meinen Sohn Daniel in Rage. Er erklärte, wenn die Polizei gar kein großes Interesse daran habe, den Mörder seiner Schwester zu finden, dann werde er sich eine Maschinenpistole kaufen und reihenweise Leute ummähen.

Sie hatten uns nicht wirklich darauf vorbereitet, was wir zu sehen bekämen, als wir den Wagen von Frances vom Abstellplatz holten. Frances war in ihrem Auto verblutet. Die Kugeln waren durch ihre Aorta, ihr Herz und beide Lungen gedrungen. Sie war an ihrem eigenen Blut erstickt. Sie war früh an einem Sonntagmorgen gestorben. Am späten Dienstagnachmittag holten wir das Auto ab. Es stank. Diesen Geruch vergaß Daniel nie mehr. Er wollte schlimmste Rache üben. Jemand müsse etwas unternehmen, sagte er. Es müsse irgendeine Art von Rache für seine Schwester geben.

Im Lauf der nächsten zwei Jahre musste ich mit ansehen, wie Daniel immer mehr verfiel. Schließlich stand ich wieder auf dem Friedhof und sah mit an, wie er neben dem Grab seiner Schwester in die Grube gesenkt wurde. Am Ende hatte er doch Rache genommen – an sich selbst. Ich sah, was Hass anrichtet: Er fordert von Geist und Körper bis zum Letzten seinen Tribut.

2 An Wunder glauben

*Hoffe am fernen Strand der Rache
auf eine große Umkehr der Gezeiten.
Glaube, dass von hier aus
ein anderes Ufer erreichbar ist.
Glaube an Wunder und Genesung
und an heilende Brunnen.*

S E A M U S H E A N E Y

Meik Franke, ein Sozialarbeiter in Eisenberg in Thüringen, schilderte mir den Abend, an dem ein früherer Klient versucht hatte, ihn zu ermorden:

Am 19. Februar 2004 gegen halb sechs klingelte es bei uns an der Haustür. Als ich öffnete, stand da Aldo und bat um Einlass. Ich war ein Jahr zuvor sein Therapeut in einem christlichen Wohnheim für Suchtkranke gewesen. Ich lud ihn in unsere Wohnung ein, wo er mir erzählte, dass er eigentlich gar nicht so recht wisse, wie und wieso er jetzt hier sei, aber auf jeden Fall wolle er mal mit jemandem ein vernünftiges Gespräch führen. Wir hatten ein gutes einstündiges Gespräch, nach dem wir das von meiner Frau zubereitete Abendessen genossen. Danach bedankte sich Aldo bei uns für unsere Gastfreundschaft und bat

mich, mit ihm noch im Hof eine Zigarette zu rauchen.

Nach der Zigarette ging ich zum Tor und wollte dieses gerade für Aldo aufmachen, als es mir vorkam, als ob eine Stimme mir sagte: »Dreh dich um.«

Ich hatte mich gerade halb herumgedreht, als ich einen stechenden Schmerz in meiner Brust spürte. Aldo zog das Messer schnell wieder heraus, hob seinen Arm mit dem Messer noch einmal und schrie: »Du bist der fünfte!« Zum Glück erinnerte ich mich an Techniken, die ich beim Militär gelernt hatte. Ich stürzte mich auf Aldo, bevor er nochmals zustechen konnte. Mit der linken Hand hielt ich die Messerhand fest und mit der Rechten packte ich ihn. So schleuderte ich ihn gegen die Wand und trat auf ihn ein, bis er am Boden lag. Dort konnte ich ihn festhalten. Es gelang mir, ihm das Messer aus der Hand zu drehen, wobei einer meiner Finger allerdings stark verletzt wurde. Das Messer warf ich über die Mülltonnen hinüber in unseren Hof. Dann aber merkte ich, dass mich meine Kraft verließ. Ich vermutete, dass Aldo wohl aufstehen und sein Werk vollenden würde, sobald ich nicht mehr die Kraft hätte, ihn festzuhalten. Also zog ich ihm seine Jacke über den Kopf und begann, auf ihn einzuschlagen.

Aber jeder Schlag ging mir durch mein Herz. Ich hatte ein unbeschreibliches Erbarmen und Mitleid für Aldo. Er schrie und bat mich, doch endlich aufzuhören, da er nicht mehr könne. Ich hob ihn von der Erde hoch und hievte ihn auf meinen Rücken. Dann schleppte ich ihn zum Tor und öffnete es, damit ich alle Klingeln am Haus betätigen konnte. Im Hausflur waren die Nachbarn schon zur Stelle. Ich rief, sie sollten mir helfen, Aldo hätte gerade versucht, mich umzubringen. Meine Frau und die Mitbewohner starrten zuerst ganz groß und sagten nichts. Es dauerte eine Weile, bis sie erfassen konnten, was ich gesagt hatte.

So legte ich Aldo auf den Boden mit dem Gesicht zur Erde und den Händen mit dem Handrücken auf den Boden, bis die Mitbewohner Aldo übernahmen. Ich setzte mich auf die Treppenstufen. Jetzt schwanden meine Kräfte sehr rasch. Ich bekam nicht mehr richtig Luft. Wie ich im Krankenhaus erfuhr, war durch den Messerstich ein Teil meiner Lunge zusammengefallen. Ich hatte Schmerzen und mir war heiß und kalt, dann schwindelig und schlecht und an der Hand blutete ich sehr stark.

Als ich so, gestützt von meiner Frau, auf der Treppe saß, streichelte Aldo meine Hand und sagte: »Ihr seid gute Menschen.« Das war wieder der Aldo, wie ich ihn kannte.

Die Polizei nahm Aldo fest und der Rettungsdienst brachte mich in die Uni-Klinik nach Jena. Am ersten Tag auf der Intensivstation war ich hellwach. Alles in mir, mein Herz und meine Seele sträubten sich dagegen, dass jemand versucht hatte, mich zu ermorden. Am zweiten Tag war ich nur entsetzt und traurig darüber. Am dritten Tag kamen in mir Wut und Zorn hoch und ich sagte mir, dass ich Aldo töten würde, wenn ich ihn jetzt in die Hände bekäme. Dann wurde ich ruhig und ging selber mit mir ins Gespräch. Und ich sagte mir: »Lieber Meik, jetzt musst du aufpassen und gründlich nachdenken, damit aus dieser Geschichte keine Psychokiste wird.« Ich fragte mich, was die Bibel dazu zu sagen habe. Und ich wusste nach kurzem Nachdenken, dass mich aus diesem Teufelskreis der erlebten Gewalt nur die Vergebung befreien konnte. In meinem Herzen war ich aber nicht dazu bereit, Aldo zu vergeben, sondern es schrie nach Vergeltung. Dann aber wurde mir klar, dass ich trotzdem um meinetwillen vergeben musste. Schließlich hat Jesus auch denen vergeben, die ihn umgebracht haben. So betete ich darum, im Namen Jesu Aldo seinen

Mordversuch vergeben zu können. Diese Vergebung war zuerst nur ein Akt des Gehorsams gegen Gott, obwohl Gehorsam noch nie meine Stärke war. Das ganze dauerte knapp vierzehn Tage. Dann konnte ich auch von ganzem Herzen vergeben.

Als Aldo später befragt wurde, warum er mich töten wollte, gab er zur Antwort, er habe an diesem Tag jemanden töten müssen, und da sei ich ihm eingefallen. Dann habe er seinen Rucksack genommen und Schnaps, ein Messer und Sachen zum Wechseln hineingetan – denn er habe gewusst, dass das eine blutige Angelegenheit werde – und sei zu mir gefahren.

Kurz nach der Tat rief mich mein Vater im Krankenhaus an. Nachdem er sicher war, dass es mir gut geht, fragte er mich (er war viele Jahre Soldat gewesen): »Junge, warum hast du den nicht tot gemacht?«

Da hatte ich wieder was zum Grübeln. Ja, warum hatte ich ihm nicht getötet? Dann wurde mir der Kampf nochmals bewusst, und besonders die Tatsache, dass Aldo nach meiner Gegenwehr in meiner Hand wie ein Stück Papier war. Seltsam, denn er hatte sieben Jahre Karate gemacht, war Schlägereien gewöhnt und trieb Kraftsport.

Ich glaube, dass es Jesus war, der mich zurückgehalten hat. Hätte ich ihn getötet, würde ich wahrscheinlich wegen überzogener Notwehr im Gefängnis sitzen. Hätte ich ihn getötet, wäre es wohl nie herausgekommen, dass er in den vierzehn Tagen, bevor er zu mir kam, schon vier Menschen auf grausame Weise umgebracht hatte.

Wie es mir heute geht? Dankenswerterweise habe ich keine Alpträume, keine posttraumatischen Belastungsstörungen und keine Angst vor dunklen Ecken. Auch habe ich weder Angst vor Aldo noch Hass auf ihn. Schließlich kann ich jetzt zweimal im Jahr Geburtstag feiern.

An der Bürotür im Wohnheim, wo ich arbeite, hing eine Zeichnung, die Aldo gemalt hatte, als er die Therapie

machte. Nach dem Angriff habe ich darunter das Wort von Jesus geschrieben: »Ich lebe, und auch ihr sollt leben.« Und dabei denke ich nicht nur an mich.

Sogar wenn wir einsehen: Ich müsste jemandem vergeben, sind wir zuweilen versucht, zu behaupten: Ich kann das nicht. Es fällt uns einfach zu schwer. Es ist für uns zu schwierig: Das mögen Heilige fertigbringen, nicht aber wir anderen. Wir sind einfach zu sehr verletzt worden, meinen wir, oder keiner versteht uns. Unsere Seite der Geschichte hat sich überhaupt niemand richtig angehört.

An Meiks Geschichte ist für mich das Bewundernswerte, dass er gar nicht erst darüber nachdachte, ob er vergeben könne, sondern das einfach auf der Stelle tat, und das aus seinem tiefsten Herzen heraus. Hätte er nicht so spontan gehandelt, dann hätte er es vielleicht überhaupt nie fertiggebracht zu vergeben. Natürlich ist nicht jeder fähig, mit einer derartigen Entschlossenheit oder Schnelligkeit zu vergeben. Aber wie die nächste Geschichte zeigt, mindert auch das die Kraft der Vergebung nicht.

Hashim Garrett streifte früher mit einer Bande – und einer geladenen Waffe – durch die Straßen von Brooklyn. Heute ist er an den Schulen im Land ein bekannter Motivations-trainer. Er hat eine eigene Beratungsfirma gegründet, die den Namen »Wisdom and Understanding« trägt, »Weisheit und Verständnis«. Weil er mit fünfzehn angeschossen wurde, ist er von der Hüfte abwärts so gut wie vollständig gelähmt und kann nur mit großer Mühe mit einem Paar Krücken gehen. Merkwürdigerweise sagt er, inzwischen betrachte er den Tag, an dem das passierte, nicht mehr als schlimmen Tag, sondern als »einen der besten Tage meines Lebens. Er

half mir nämlich zu einem ganz anderen Durchblick. Er schenkte mir ein neues Leben.« Manche werden das fast überhaupt nicht verstehen können. Für Hashim dagegen ist die Erklärung ganz einfach – und sie dreht sich ganz um das Thema Vergebung.

Ich wuchs in Brooklyn als Einzelkind auf und verbrachte viel Zeit mit Herumhängen. Meine Freunde waren größtenteils ältere Jungs, die das Lernen uncool fanden. Es dauerte nicht lange, und ich machte etliches falsch. Damals hätte ich das nicht »falsch« genannt, denn in meinem damaligen Stadium fand ich alles toll, was diese älteren Jungs machten. Sie gingen nicht in die Schule. Sie hatten eine Menge Mädchen. Es sah so aus, als täten sie immer bloß das, wozu sie Lust hatten. Das gefiel mir. Meine Mutter sagte immer wieder: »Häng nicht mit diesen Jungs herum,« aber ich war fünfzehn. Ich brauchte nicht mehr ihre guten Ratschläge. Ich wusste selber, was für mich passte. Ich sagte »Ja, ja, Ma.« Aber ich hörte nicht auf sie.

Irgendwann bekamen dann meine »Freunde« und ich Streit. Als ich anfang, mit ihnen herumzuziehen, war es nämlich zuerst so, dass ich alles machte, was sie sagten, dass ich tun sollte. Wenn sie sagten: Hau den und den zusammen, dann ging ich hin und tat das. Ich wollte ihnen zeigen, wie mutig ich war. Ich tat auch eine Menge anderes schlimmes Zeug. Im Lauf der Zeit wollten sie dann, dass ich immer schlimmere Sachen machte, und da sagte ich: »Nein, das mache ich nicht.« So fingen wir an, Streit zu bekommen. Manche »Freunde« mögen einen nur, solange man tut, was sie einem sagen.

Sie sagten immer zu mir, wir sollten was zum Schießen dabei haben, »bloß für den Notfall«. Wenn wir Ärger bekämen, könnten wir uns dann wehren. Eines Tages – es war der 7. Mai 1990 – gingen wir gerade zum Laden



Hashim Garrett

Ich merkte gar nicht gleich, was los war, aber die Bewegung meiner Hose kam von einer Kugel, die durch mein Bein schlug, und der Schmerz in meinem Rücken kam von einer weiteren Kugel.

Ich fiel zu Boden, und als ich mich zu bewegen versuchte, konnte ich das nicht. Ich konnte nicht einmal meine Beine fühlen. Ich war völlig allein. Meine Freunde waren alle um ihr Leben gelaufen. Ich schloss die Augen. Ich hatte Sterbensangst. Ich war mir sicher, dass der Kerl mit der Knarre herkommen würde, um mich ganz zu erledigen. Dann schlug ich die Augen auf. Er war fort.

Abgesehen von den zwei Kugeln, die Hashim gespürt hatte, waren es noch vier weitere gewesen – insgesamt waren also sechs Kugeln durch ihn gedrungen und hatten zwölf Ein- und Ausschusswunden hinterlassen.

Als ich so auf dem Boden lag, mich fast zu Tode blutete und zum Himmel aufsah, schrie ich »Gott, *bitte*, lass mich nicht sterben!« Ich konnte in meinem Herzen spüren, dass er mein Gebet erhören würde; davon war

an der Ecke, und ich hatte so ein ungutes Gefühl, und da rief plötzlich der neben mir: »Pass auf! Schnell!« Ich rannte los und lief und lief, aber dann drehte ich mich um und sah diesen Kerl mit einer Maschinenpistole (es stellte sich später heraus, dass es eine Tech 9 war). Dann machte meine Hose eine komische Bewegung und etwas prallte hart auf meinem Rücken auf.

ich fest überzeugt. Kaum hatten diese Worte meinen Mund verlassen, da war es mir, als hätte die Welt mir zugeblinzelt. Mit »geblinzelt« meine ich, dass ich bis zu dem Augenblick so Angst hatte, dass mein Herz rasend schlug. Aber kaum hatte ich diese Worte gesagt, da konnte ich mich an meine Angst gar nicht mehr erinnern. Alles war auf einen Schlag ganz anders. Ich war plötzlich ganz ruhig. Als gläubiger Mensch weiß ich jetzt: Wenn man zu seinem Schöpfer schreit, überkommen einen Frieden und Ruhe.

Dann legte mir plötzlich jemand eine Jacke unter den Kopf und zwei meiner Freunde waren da und berat-schlagten, ob sie versuchen sollten, mich aufzurichten. Ich sagte, sie sollten es tun, und sie begannen mich hoch-zuziehen. Kaum hatten sie angefangen, da knackte etwas, und da ließen sie mich wieder zu Boden sinken ...

Was Hashim da gespürt hatte, war vermutlich etwas im unteren Teil seiner Wirbelsäule gewesen. Auf jeden Fall war er von da an von der Hüfte abwärts gelähmt. Hierauf verbrachte er einen Großteil des nächsten Jahres in einem Krankenhaus in New York City und grübelte darüber nach, wie er es seinem Angreifer würde heimzahlen können und verflocht sich seine Haare (er hat sich seit dem Tag, an dem er angeschossen wurde, nie mehr die Haare schneiden lassen und trägt sie als Rastalocken zur Erinnerung an damals):

In mir fraßen Rachegefühle. Ich konnte bloß noch denken: »Warte nur, bis es mir wieder besser geht; warte nur, ich werd's diesem Typ zeigen.« Als die Fahnder zu mir ans Bett kamen und mir sagten, sie wüssten, wer auf mich geschossen habe, sagte ich: »Der war es nicht; lasst ihn gehen«, denn ich wollte selbst Rache üben. Sie sagten: »Was meinst du damit? Wir wissen, dass er es war.« Sie wollten nicht, dass ich loszöge und das

selbst erledigte. Ich versuchte sie zu beruhigen. Ich log: »Keine Sorge. Ich werde nichts unternehmen.«

Als aus den Tagen Wochen wurden, steigerte ich mich in eine immer größere Wut hinein. Ich weinte. Ich konnte nicht mehr schlafen. Ich hatte keinen Appetit mehr. Ich lehnte meine Medikamente ab. Ich wollte nur noch eines: Wieder so weit hochkommen, dass ich losziehen und diesen Kerl umbringen konnte, der auf mich geschossen hatte. Ich kannte ihn überhaupt nicht, aber vom Wunsch, ihn zu kennen und zu erfahren, warum er auf mich geschossen hatte, wurde ich ganz aufgefressen. (Später erfuhr ich: Er hatte auf mich geschossen, weil meine Freunde mir eine Falle gestellt hatten. Wir kamen nicht mehr miteinander klar. Sie hatten mich gemocht, solange ich bereit war, idiotische Sachen mit ihnen anzustellen.)

Aber im Lauf der Zeit kamen mir dann andere Gedanken. Ich sagte mir: »Wenn ich mich wirklich an ihm räche, kann ich mir gar nicht ausmalen, was dann Gott mit mir tun wird.« Langsam bekam ich das Gefühl, dass Gott versuchte, mir eine wichtige Lektion beizubringen und ich das lieber ernst nehmen sollte. Auch kam mir der Gedanke, wenn ich diesem jungen Mann etwas antäte, würde auch über mich wieder etwas Schlimmes kommen. Sechs Monate, bevor das passiert war, hatte nämlich *ich* auf einen Burschen geschossen, aus keinem anderen Grund als dem, weil mir ein Freund gesagt hatte, ich solle das tun, und weil ich ihm beweisen wollte, wie toll ich sei. Sechs Monate später wurde ich dann also von einem angeschossen, weil *sein* Freund zu *ihm* gesagt hatte, er solle auf mich schießen. Was immer du in dieser Welt anstellst – was immer du tust –, es fällt immer wieder auf dich zurück. Das muss es tun. Es ist bloß eine Frage der Zeit.

Mein Weg durch all das ist noch schwer zu beschreiben. Wie schilderst du jemandem, wie es sich anfühlt, total hilflos zu sein? Wie das ist, schon jemanden zu brauchen, wenn man aufs Klo muss, wenn man erst *fünfzehn* ist? Dass du nie mehr in der Lage sein wirst, selbstständig zu gehen, ganz gleich, wie oft du allen um dich herum sagst, wie sehr es dir leid tut, was für blöde Entscheidungen du früher getroffen hast? Es ist praktisch unmöglich, das zu beschreiben, was ich damals durchmachte, und ich spreche hier nicht bloß von meinen physischen Schmerzen. Das war sowieso klar. Aber die innere Verwirrung, die seelischen Qualen, der innere Schmerz – darauf hätte mich überhaupt nichts vorbereiten können. Innerlich litt ich nur noch fürchterlich. Das war die Hölle auf Erden; es gab keinen Ausweg; keine Möglichkeit, ihr auszuweichen. Ich würde für immer in den Folgen meiner früheren Entscheidungen stecken bleiben.

Aber schließlich beschloss ich, zu vergeben. Ich hatte das Gefühl: Gott hat mein Leben aus irgendeinem Grund gerettet, und es ist besser, ich erfülle diesen Zweck. Ich wusste nicht, was für ein Zweck das war, aber ich fühlte, dass Gott mit mir etwas Bestimmtes vorhatte. Und ich wusste, dass ich nie und nimmer wieder hier hinausgehen und jemand anderem etwas antun konnte. Diese Geisteshaltung war ich los, und auch den Lebensstil, der mit ihr zusammenhängt: Auge um Auge, und das ständige Aufeinanderlosdreschen.

Mir ging auf, dass ich loslassen und mit dem Hassen aufhören musste. Ich sah ein, dass uns die Zeit, die wir hier auf dieser Erde miteinander haben, geliehen ist, und ich beschloss: Wenn meine Seele diese Hülle hier verlässt, dann sollen meine guten Taten meine schlechten überwiegen. Ich begriff auch: Wenn man in seinem Herzen vergeben kann, können weiter böse Dinge passieren, aber so etwas Böses kann versteckt einen Segen enthalten.

Ich musste mich nicht bloß anstrengen, dem Typ zu vergeben, der auf mich geschossen hatte, sondern auch meinen »Freunden«, also den Burschen, die mich auflaufen ließen; die mein Leben für entbehrlich hielten. Auch mir selbst musste ich vergeben, und auch dem Schöpfer musste ich vergeben, denn eine Zeit lang hatte ich das Gefühl: »Gott, es war entsetzlich – warum nur hast du mich nicht einfach sterben lassen, statt mir das alles zuzumuten?«

Es war, als wäre mir ein Licht aufgegangen; als sei da etwas über mich gekommen, als ich da im Krankenhaus lag, und hätte mir gesagt, ich solle vergeben. Wenn ich es nicht getan hätte – ich bin mir nicht sicher, ob ich dann jetzt hier wäre. Ganz bestimmt würde ich dann jetzt nicht um den Globus reisen und zu Teenagern davon reden, wie wir die Welt verbessern können.

Hashims Geschichte führt uns vor Augen, wie die Vergebung auch an den unwahrscheinlichsten Orten den Kreislauf der Gewalt durchbrechen kann, wie etwa in den desolaten Innenstadtbezirken, wo er aufgewachsen ist. Auch die folgende Geschichte zeigt uns das. Sie eröffnet uns einen Einblick in zwei Leben, die von einem der tödlichsten Konflikte unserer Zeit betroffen sind, dem Krieg im Irak; und sie bietet uns die Hoffnung, dass sogar auf einem Kriegsschauplatz eine Saat des Friedens aufgehen kann und von ihm aus »ein anderes Ufer erreichbar ist« als dasjenige der Rache, wie es im Vorspruch zum vorliegenden Kapitel heißt.

Im Frühjahr 1998 reisten Carroll und Doris King – alte Familienfreunde – mit einer Menschenrechtsdelegation in den Irak, um dort die Auswirkungen der UN-Sanktionen zu überprüfen. Bei ihrem Aufenthalt in Bagdad lernten sie Ghaidaa kennen, eine Frau, die mehr als jede andere Mutter, von der ich je gehört habe, gelitten hat, aber immer noch zum Vergeben fähig war.

Ghaidaa verlor neun Kinder, als die Amerikaner während des Golfkriegs mit »intelligenten Bomben« Al Amariyah zerstörten, einen massiven Betonbunker in Bagdad. Bei diesem Bombardement wurden mehr als tausend irakische Zivilisteningeäschert, die meisten von ihnen Frauen und Kinder.

Heute führt Ghaidaa Touristen durch die Ruinen des Bunkers und hofft dabei, dass diejenigen, die diese Spuren des Entsetzlichen sehen, Einspruch gegen den Einsatz weiterer solcher Bomben erheben. Unter anderem sind dort an all den Stellen, wo menschliche Körper die Wände gegen die extreme Hitze abschirmten, gespenstische Silhouetten zu sehen. Carroll und Doris hatten an einer Führung Ghaidaas teilgenommen und sie aus tiefer Betroffenheit gebeten, ihnen das alles zu vergeben, was Amerika ihrer Familie und ihrem Volk angetan hatte. Vor allem Carroll fühlte sich ein Stück weit daran mitschuldig, denn als früherer Luftwaffenoffizier war er im Zweiten Weltkrieg über Europa als Bombenflieger im Einsatz gewesen. Ghaidaa war in Tränen ausgebrochen; sie hatte ihm die Hand geschüttelt und dann Doris umarmt und geschluchzt: »Ich vergebe euch.«

Ghaidaa wird auf der menschlichen Ebene nie »Gerechtigkeit« erfahren. Wie könnte irgendjemand neun tote Kinder ersetzen? Sie wird diese Kinder sicher nie vergessen können. Aber indem sie die Herzen von zwei Menschen traf, die sie baten, ihnen zu vergeben, fand sie den Frieden – und das ist etwas Unbezahlbares.

3 Den Kreislauf des Hasses durchbrechen

Gäbe es doch lediglich irgendwo da draußen böse Menschen, die heimtückisch Böses tun, und die man bloß von uns übrigen trennen und vernichten müsste! Aber in Wirklichkeit geht die Trennlinie zwischen Gut und Böse mitten durch das Herz jedes Menschen. Und wer möchte schon ein Stück seines eigenen Herzens vernichten?

ALEXANDER SOLSCHENIZYN

Das Vaterunser, das Millionen Menschen von Kindheit an beten, enthält die Bitte: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.« So vertraut es uns ist, frage ich mich dennoch oft: Meinen wir wirklich, was wir da sagen, wenn wir diese Worte wiederholen, und ist uns der Anspruch klar, den sie enthalten? Soweit ich sehe, enthalten sie ja die Aussage, wir müssten zuerst einmal einsehen, dass wir selbst der Vergebung bedürfen, um dann auch anderen vergeben zu können. Das anzuerkennen, fällt den meisten von uns nicht leicht, denn das setzt Demut voraus. Aber ist nicht Demut beim Vergeben das Wesentliche?

Im Matthäusevangelium sagt Jesus am Anfang der sogenannten Bergpredigt, die »Sanftmütigen« seien selig und würden eines Tages die ganze Erde besitzen. Und mit seinem Gleichnis vom unbarmherzigen Schuldner warnt uns Jesus, wir dürften andere nicht strenger behandeln, als wir selbst behandelt werden wollen:

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem König, der mit seinen Knechten Abrechnung halten wollte. Als er nun begann abzurechnen, wurde einer vor ihn gebracht, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Weil er nicht zahlen konnte, befahl der Herr, ihn samt Frau und Kindern und seiner ganzen Habe zu verkaufen und so die Schuld zu begleichen. Da fiel ihm der Knecht zu Füßen und flehte ihn an: Hab Geduld mit mir, ich will dir ja alles bezahlen. Der Herr erbarmte sich des Knechtes, ließ ihn frei und erließ ihm die Schuld. Kaum war aber jener Knecht hinausgegangen, da traf er einen seiner Mitknechte, der ihm einhundert Denare schuldig war. Den packte er, würgte ihn und sagte: Bezahle, was du schuldig bist. Da fiel ihm der Mitknecht zu Füßen und bat ihn: Hab Geduld mit mir, ich will es dir ja bezahlen. Aber der wollte nicht, sondern ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte.

Als nun seine Mitknechte sahen, was da vor sich ging, empörten sie sich darüber, gingen zu ihrem Herrn und berichteten ihm alles, was geschehen war. Da ließ ihn sein Herr zu sich rufen und sagte zu ihm: Du böser Knecht, deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich gebeten hast. Hättest nicht auch du dich deines Mitknechtes erbarmen müssen, so wie ich mich deiner erbarmt habe? Und voll Zorn übergab ihn der Herr den Folterknechten, bis er ihm die ganze Schuld bezahlt hatte. (Matthäus 18,23–34)

Meiner Erfahrung nach ist die stärkste Motivation zum Vergeben das Bewusstsein, dass einem schon selbst vergeben worden ist, oder – falls man das noch nicht erlebt hat – die Einsicht, dass man genau wie alle anderen Menschen auch recht unvollkommen ist und schon etliches angerichtet hat, was einem vergeben werden muss.

Jared, ein afro-amerikanischer Student aus Boston, erzählt, wie er das ganz deutlich erlebt hat:

Ich war sechs Jahre alt, als ich schmerzlich auf die Realität des Rassismus stieß: Ich wurde aus den behüteten Verhältnissen meines Zuhauses in die Welt hinausgestoßen, als ich in die Grundschule kam. Die lag direkt in unserer Straße weiter unten. Aber diese Schule durfte ich nur einen Monat lang besuchen. Dann ordnete nämlich die Stadt an, ich müsse mit dem Bus zu einer Schule fahren, die am anderen Ende der Stadt war. Meine Eltern waren darüber ziemlich unglücklich. Sie hätten es lieber gesehen, wenn ich eine Schule hätte besuchen können, wo man mich kannte und mochte. Sie besaßen eine Farm auf dem Land draußen, und so zogen wir dorthin ...

Mein Vater war ein alter Bürgerrechtskämpfer. Er hatte mir beigebracht, jeden Menschen zu lieben und zu achten, ganz gleich, ob er weiß oder schwarz ist. So hatte ich gelernt, die Menschen nicht nach ihrer Rassenzugehörigkeit zu beurteilen. Dennoch war ich in meiner neuen Schule das einzige schwarze Kind, und vielen der anderen Kinder war offensichtlich beigebracht worden, Schwarze zu hassen.

Kinder können sehr brutal sein, wenn es um Verschiedenheiten zwischen ihnen geht. Sie fangen vielleicht mit ganz unschuldigen Fragen an wie: »Warum ist deine Haut so braun?« – aber dann fangen sie an, einen auszulachen und sich über einen lustig zu machen. Irgendwann hat man ihnen nämlich beigebracht, dass, wenn man anders ist – also

nicht »normal« ist –, irgendetwas mit einem nicht stimmt.

Ich fühlte mich wie ein Fisch auf dem Trockenen. Diese Kinder machten mir das Leben schwer. Einen besonders schmerzlichen Vorfall werde ich nie vergessen: Ich stellte eines Tages im Bus einen meiner weißen Freunde einem anderen weißen Kind vor, und von da an saßen die beiden immer zusammen und schlossen mich aus.

Später kam ich an eine andere Schule, und als ich zwölf war, hatte sich das Blatt völlig gewendet. Jetzt waren wir in der Klasse lauter Schwarze, außer einem weißen Jungen. Er hieß Shawn und war der einzige Weiße in der ganzen Schule. Wir behandelten ihn wie einen Aussätzigen, verhöhnten ihn mit rassistischen Sprüchen und misshandelten ihn körperlich. So reagierten wir an ihm unseren Hass auf die Weißen ab, obwohl er uns überhaupt nichts zuleide getan hatte. Wir waren einfach voller Wut.

Shawn war für uns wie ein Symbol für all das, was wir über Weiße und ihre Geschichte wussten: Die Demütigung unserer Leute, die Lynchmorde, die Mobs und der Sklavenhandel. Wir ließen all unsere Verbitterung und Wut an ihm aus.

Ich brachte es nie fertig, mich bei Shawn zu entschuldigen. Zu der Zeit, als ich meinen Rassismus durchschaut hatte, war er schon lange nicht mehr in unserer Schule. Aber ich bat Gott, mir das Leid zu vergeben, das ich Shawn zugefügt hatte, und ich beschloss, allen meinen Mitschülern zu vergeben, die herzlos mit mir umgegangen waren, als ich unter ihnen das einzige schwarze Kind gewesen war.

Hela Ehrlich, eine jüdische Bekannte von mir, kann etwas Ähnliches erzählen. Hela wuchs in Nazi-Deutschland auf. Zwar entkamen ihre engsten Familienangehörigen den Vernichtungslagern, weil sie vor dem Ausbruch des



Hela Ehrlich

Zweiten Weltkriegs gerade noch ausgewandert waren, aber ihre Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits und ihre Freunde aus ihrer Kindheit verloren im Holocaust ihr Leben.

Bei vielen Menschen wird im Lauf der Zeit der Schmerz geringer; bei Hela war genau das Gegenteil der Fall. Langsam und fast unmerklich wandelte sich ihre tiefe Verletzung in

Bitterkeit und ihr Schmerz in Wut. Hela wollte aber nicht verbittern; sie wollte für das Leben und Lieben frei sein. So kämpfte sie ständig dagegen an, dass ihr Herz sich verhärtete. Aber sie konnte einfach nicht vergeben.

Eines Tages ging ihr dann auf: Sie würde denen, die ihre Großeltern ermordet hatten, erst dann vergeben können, wenn sie in der Lage sein würde, diese trotz ihrer Schuld als Mitmenschen ansehen zu können.

Ich erschrak sehr, als mir beim Blick in mein eigenes Herz aufging: Darin steckten Keime eines fürchterlichen Hasses. Überhebliche Gedanken, gereizte Gefühle gegenüber anderen, Kälte, Wut, Neid und Gleichgültigkeit – das sind doch die Wurzeln dessen, wozu es dann in Nazi-Deutschland gekommen war! Diese Wurzeln gibt es also in *jedem* Menschen!

Ich erkannte dann klarer denn je, dass ich selbst ganz dringend der Vergebung bedurfte. Da wurde ich zum Vergeben fähig, und schließlich fühlte ich mich vollkommen frei.

Josef Ben-Eliezer, ein anderer guter Bekannter von mir, hatte einen ähnlichen Weg hinter sich. Er wurde 1929 in Frankfurt als Kind polnischer Juden geboren, die aus ihrer Heimat geflohen waren, um der dortigen Verfolgung und Armut zu entkommen. Doch beides holte sie wieder ein.

Meine früheste Erinnerung an eine antisemitische Äußerung stammt aus der Zeit, als ich drei Jahre alt war. Ich stand am Fenster unseres Hauses in der Ostendstraße, als eine Abteilung der Hitlerjugend vorbeizog und ein Lied schmetterte, in dem es hieß: »Wenn Judenblut vom Messer spritzt ...« Das Entsetzen auf den Gesichtern meiner Eltern hat sich mir unvergesslich eingeprägt.

Unsere Familie beschloss dann bald, das Land zu verlassen. Ende 1933 waren wir wieder in Polen, in Rozwadow, wo mehrheitlich Juden lebten: Handwerker, Schneider, Zimmerleute und Kaufleute. Die Armut war groß, aber unter den dortigen Verhältnissen gehörten wir zum Mittelstand. Wir lebten dort dann sechs Jahre lang.

1939 brach der Krieg aus. Schon nach wenigen Wochen zogen die Deutschen in unsere Stadt ein. Mein Vater und mein älterer Bruder versteckten sich auf dem Dachboden, und sooft jemand an die Tür klopfte und nach ihnen fragte, sagten wir, sie seien nicht daheim.

Dann kam die befürchtete Bekanntmachung: Alle Juden sollten sich auf dem Stadtplatz versammeln. Dazu blieben uns nur wenige Stunden Zeit. Was immer wir tragen konnten, packten wir in Bündel, um sie auf dem Rücken zu tragen. Die SS zwang uns dann, vom Platz aus in Richtung eines mehrere Kilometer entfernten Flusses zu marschieren. Neben uns her fuhren Soldaten auf Motorrädern. Einer von ihnen hielt an und schrie uns an, wir sollten schneller gehen, trat dann auf meinen Vater zu und schlug ihn.

Am Flussufer warteten andere Soldaten auf uns. Sie durchsuchten uns nach Geld, Schmuck und Uhren (das Geld, das meine Eltern in den Kleidern meiner kleinen Schwester versteckt hatten, fanden sie nicht), und dann befahlen sie uns, den Fluss zu überqueren, in eine Art Niemandsland hinein. Sie sagten uns nicht, was wir weiter tun sollten, aber schließlich fanden wir in einem nahegelegenen Dorf ein Quartier.

Wenige Tage später hörten wir plötzlich, dass auch die Gegend auf dieser Seite des Flusses von den Deutschen besetzt werden sollte. Wir gerieten in Panik. Mit dem Geld, das meine Eltern versteckt hatten, kauften sie zusammen mit zwei, drei anderen Familien ein Pferd und einen Wagen, um damit die kleineren Kinder und die wenigen Habseligkeiten, die wir auf dem Rücken bis hierher hatten tragen können, zu transportieren.

Wir zogen gen Osten Richtung Russland, in der Hoffnung, vor Einbruch der Nacht die Grenze zu erreichen. Aber als es Nacht wurde, befanden wir uns in einem dunklen Wald. Dort wurden wir von bewaffneten Männern angegriffen, die forderten, wir sollten ihnen unsere gesamte Habe ausliefern. Das war ein schrecklicher Moment. Aber zum Glück brachten die Männer in unserer Gruppe den Mut auf, sich ihnen zu widersetzen, und schließlich zogen unsere Angreifer wieder ab und nahmen nur ein Fahrrad und ein paar andere kleinere Dinge mit.

Josef verbrachte die folgenden Jahre in Sibirien, von wo aus er 1943 nach Palästina entkommen konnte. Nach dem Krieg traf er dort Juden, die die Konzentrationslager überlebt hatten:

Als 1945 in Palästina die ersten aus Bergen-Belsen und Buchenwald befreiten Kinder eintrafen, war ich entsetzt, als ich hörte, was sie alles hatten durchmachen müssen.



Josef Ben-Eliezer

Das waren noch Kinder – inzwischen zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahre alt –, aber sie sahen wie alte Leute aus. Ich war am Boden zerschmettert und voller Hass auf die Nazis ...

Dann begannen die Briten die Einwanderung von Überlebenden des Holocausts einzuschränken, und ich bekam auch auf sie einen Hass. Ich gelobte wie viele andere Juden auch, mich nie mehr wie ein Lamm zur

Schlachtbank führen zu lassen, jedenfalls nicht, ohne mich vorher aufs Äußerste gewehrt zu haben. Wir hatten das Gefühl, in einer Welt voller wilder Tiere zu leben, und wir konnten nicht sehen, wie wir überleben könnten, ohne ebenfalls wie sie zu werden.

Als das britische Mandat in Palästina zu Ende ging, mussten wir nicht mehr gegen die Briten kämpfen, sondern gegen die Araber, die »unser« Land wollten. Damals trat ich in die Armee ein. Ich konnte es nicht länger zulassen, dass andere auf mir herumtrampelten ...

Bei einem Einsatz zwang meine Einheit eine Gruppe von Palästinensern, ihr Dorf binnen weniger Stunden zu räumen. Wir ließen sie nicht in Frieden ziehen, sondern griffen sie aus purem Hass an. Bei unseren Verhören schlugen wir sie; einige von ihnen wurden sogar ermordeten. Dazu hatten wir keinen Befehl erhalten, sondern wir machten das aus eigenem Antrieb. Unsere niedrigsten Instinkte hatten sich durchgesetzt.

Da blitzten mir jäh vor meinem inneren Auge meine Kindheitserinnerungen aus der Kriegszeit in Polen auf.

Es war, als durchlebte ich noch einmal meine eigene Erfahrung als Zehnjähriger, den man von zu Hause vertrieben hatte. Jetzt waren auch hier wieder Menschen – Männer, Frauen und Kinder –, die mit dem wenigen fliehen mussten, was sie tragen konnten. Und in ihren Augen war die Angst, diese gleiche Angst, die ich selbst nur zu gut kannte. Das setzte mir ungeheuer zu, aber ich stand unter Befehl, und ich durchsuchte sie weiter nach Wertsachen ...

Josef war jetzt kein Opfer mehr, aber seine neue Stellung aufseiten der Macht brachte ihm keinen Frieden. Genau das Gegenteil war der Fall. Immer und immer wieder nagte an ihm die Erinnerung an das, was er selbst erlitten hatte, und es plagten ihn Schuldgefühle.

Er verließ die Armee, kam aber immer noch nicht zur Ruhe. Dann gab er das Judentum auf und später die Religion überhaupt. Er bemühte sich, in der Welt einen Sinn zu erkennen, indem er das Böse in ihr gedanklich zu bewältigen versuchte. Aber auch das schien nichts zu helfen. Erst als er – wie er selbst es ausdrückte – den »wirklichen« Jesus entdeckte, »nämlich als einen, der sehr wenig mit der ganzen Gewalttätigkeit zu tun hat, die in seinem Namen geschieht«, ging ihm auf, in welche Freiheit ein Leben ohne Hass führt.

In meinem Herzen hörte ich die Worte Jesu: »Wie lange habe ich euch zusammenholen wollen, und ihr habt nicht gewollt« (vgl. Matthäus 23,37). Ich spürte die Kraft dieser Worte und wusste, dass sie Menschen quer über alle Schranken vereinen könnten: Menschen aller Nationen, Rassen und Religionen. Das war eine überwältigende Erfahrung. Sie stellte mein Leben auf den Kopf, denn mir wurde klar: Das bedeutete die Heilung vom Hass und die Vergebung der Sünden.

In meinem neuen Glauben habe ich die Wirklichkeit der Vergebung erfahren. Und ich frage mich: »Wie kann auch ich anderen vergeben?«

Wie Josef und viele andere auf beiden Seiten des arabisch-israelischen Konflikts wurde auch Bishara Awad, ein palästinensischer Bekannter von mir, tief von dem Maß an Ungerechtigkeit, das er ertragen musste, verwundet. Als er einmal auf sein lebenslanges Ringen um Vergebung zu sprechen kam, erzählte er mir:

1948 starben während des schrecklichen Kriegs zwischen den Arabern und den jüdischen Siedlern Tausende von Palästinensern, und sehr viel mehr wurden obdachlos. Unsere Familie wurde davon nicht verschont. Mein Vater wurde von einer verirrten Kugel getötet und es gab für ihn keinen würdigen Begräbnisplatz. Niemand konnte das Gebiet verlassen, denn es drohte uns, von beiden Seiten beschossen zu werden. Es gab keinen Priester oder Seelsorger, der ein Gebet hätte sprechen können. So las uns Mutter aus der Bibel vor und die anwesenden Männer beerdigten meinen Vater im Innenhof. Es gab keine Möglichkeit, ihn auf den regulären Friedhof in der Stadt zu bringen.

Mutter wurde auf diese Weise mit neunundzwanzig Witwe und war mit elf Kindern allein. Ich war erst neun Jahre alt. Wochenlang saßen wir im Kreuzfeuer gefangen und konnten aus unserem Kellerraum gar nicht heraus. Dann zwang uns eines Nachts die jordanische Armee, rasch in die Altstadt zu laufen. Seither sahen wir unser Haus und unsere Möbel nie wieder. Wir rannten mit nichts als unseren Kleidern auf dem Leib davon, manche bloß im Schlafanzug ...



Bishara Awad

In der Altstadt waren wir Flüchtlinge. Wir wurden in einen Lagerraum für Kerosin gesteckt, in dem keine Möbel waren. Eine muslimische Familie gab uns einige Decken und etwas zum Essen. Das Leben war sehr hart; ich entsinne mich noch gut an Nächte, in denen wir uns zum Schlafen hinlegten, ohne irgendetwas gegessen zu haben.

Mutter war ausgebildete Krankenschwester und bekam in einem Krankenhaus eine Anstellung mit 25 Dollar pro Monat. Sie arbeitete nachts und setzte tagsüber ihr Studium fort, und wir Kinder kamen in Waisenhäuser.

Meine Schwestern wurden in eine islamische Schule aufgenommen und wir Jungen kamen in ein von einer Engländerin geführtes Heim. Für mich war das alles ein schwerer Schlag. Zuerst hatte ich meinen Vater verloren, und jetzt war ich auch noch von meiner Mutter und meiner Familie getrennt. Einmal pro Monat durften wir daheim einen Besuch machen, aber ansonsten blieben wir während der folgenden zwölf Jahre im Heim. Ich war dort mit meinen zwei Brüdern und achtzig anderen Jungen zusammen und ich litt fürchterlich. Wir hatten nie genug zu essen. Das Essen war schrecklich und wir wurden sehr grob behandelt.

Als Erwachsener machte Bishara in den USA eine Ausbildung und wurde amerikanischer Staatsbürger. Später kehrte er nach Israel zurück und nahm eine Lehrerstelle in einer

christlichen Schule an. Im Rückblick sagt er:

Im ersten Jahr dort war ich sehr frustriert. Ich brachte nicht viel zustande und fühlte mich als Versager ... Dazu kam der sich steigernde Hass auf die jüdischen Unterdrücker: Alle meine Schüler waren Palästinenser und hatten auf die gleiche Weise wie ich gelitten ... Ich war nicht fähig, meinen Schülern zu helfen, weil ich selbst voller Hass war. Den hatte ich seit meiner Kindheit in mir getragen, ohne dass es mir je bewusst gewesen war.

Eines Nachts betete ich unter Tränen zu Gott. Ich bat ihn um Vergebung, dass ich die Juden hasste und mein Leben vom Hass bestimmen ließ ... Da nahm er mir mit einem Schlag meine Frustration und Hoffnungslosigkeit und meinen Hass weg und setzte an deren Stelle die Liebe.

In einer Kultur, in der vor allem Selbsterhalt und Individualismus betont werden, sieht man auf die Vergebung ständig nur verächtlich herab, weshalb die meisten Menschen gar nie einmal kurz anhalten und merken, welches Heilungspotenzial für Wunden, wie Bishara sie beschreibt, in ihr steckt und wie sehr sie die Last schlimmer Erinnerungen erleichtern kann. Stattdessen bleiben sie in der Verhärtung: verkrampft, ausweglos, unfähig zu einem Schritt nach vorn. Ob sie das aus einer bewussten Weigerung zu vergeben heraus tun, oder ob sie einfach nur unfähig sind, ihren Schmerz loszulassen, spielt dabei gar keine Rolle. Und letztlich gibt es auf ihre Qual nur eine Antwort: weiter für sie zu hoffen, dass sie davon befreit werden und weiterhin stellvertretend für sie zu glauben, auch wenn sie selbst den Mut dazu verlieren. Naim Ateek, ein palästinensischer Priester in Jerusalem, dessen Leben in vielerlei Hinsicht ganz ähnlich wie dasjenige von Bishara verlaufen ist, sagte es so:

Wenn Menschen hassen, werden sie von ihrem Hass gepackt und vollständig verzehrt ... Kämpfe darum immer gegen Hass und Groll an. Zuweilen wirst du die Oberhand bekommen, zuweilen wirst du dich geschlagen fühlen. Lass den Hass nie ganz von dir Besitz ergreifen, auch wenn es sehr schwierig ist.

Höre nie mit dem Versuch auf, das Gebot der Liebe und Vergebung zu erfüllen. Verwässere nicht den Anspruch der Botschaft Jesu. Drücke dich nicht vor ihm. Tu ihn nicht als unrealistisch und nicht praktikabel ab. Stutze ihn dir nicht nach deinem Maß zurecht, weil du ihn für das reale Leben in dieser Welt praktikabler machen willst. Ändere ihn nicht so ab, dass er dir passt. Lass ihn vielmehr so sein, wie er dasteht. Bemühe dich, ihm gerecht zu werden. Sehne dich danach und arbeite darauf hin, das fertig zu bringen.

Die Vergebung macht uns durchaus nicht schwächer und verletzlicher, sondern im Gegenteil: Sie macht stärker, und zwar sowohl den Menschen, der sie gewährt, als auch den, der sie empfängt. Sie entkrampft die schwierigsten Situationen und ermöglicht es uns, mit den Rätseln der Vergeltung und der menschlichen Fairness leben zu können und im Herzen Frieden zu erfahren. Schließlich setzt sie eine positive Kettenreaktion in Gang, mittels derer die Früchte unserer Vergebung auch anderen zugute kommen.

4 Segnet, die euch verfolgen

Einigen Dingen steht man sprachlos gegenüber – besonders den Sünden mancher Menschen – und fragt sich, ob man darauf mit Gewalt oder demütiger Liebe reagieren sollte. Entscheide dich immer für demütige Liebe. Wenn du dich ein für allemal dafür entscheidest, kannst du die ganze Welt bezwingen. Liebevolle Demut ist wunderbar stark, ist das Stärkste überhaupt. Nichts anderes kommt ihr gleich.

F J O D O R D O S T O J E W S K I

In der sogenannten Bergpredigt im Matthäusevangelium sagt Jesus, wir sollten nicht nur unseren Nächsten lieben, aber unseren Feind hassen, sondern: »Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet!« (Matthäus 5,43–45). Das hat er nicht nur gepredigt, sondern auch selbst gelebt, wie seine eindeutige Bitte für seine Verfolger vom Kreuz herab zeigt: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« (Lukas 23,34) Das gleiche tat Stefanus, der erste christliche Märtyrer. Als

man ihn zu Tode steinigte, betete er fast mit den gleichen Worten: »Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!« (Apostelgeschichte 7,60)

Viele lehnen eine solche Einstellung ab; sie sei töricht und schade einem nur selbst. Wie und aus welchem Grund sollten wir jemandem Gutes wünschen, der vorhat, uns Schaden zuzufügen oder uns umzubringen? Ist es da nicht klüger, sich zu verteidigen und mit aller Kraft zu wehren? Als ich eine frühere Fassung dieses Buches einem Häftling zeigte, mit dem ich schon seit mehreren Jahren in Kontakt stand, reagierte er genau so:

Ich würde Menschen, die unterdrückt werden, niemals auffordern, ihren Unterdrückern zu vergeben – seien es Juden, Ureinwohner Amerikas oder Angehörige irgendwelcher anderer in der Geschichte verfolgter Völker. Denn wer könnte sich das herausnehmen?

Jetzt höre ich dich antworten: »Jesus!« Aber wenn ich mir die Juden ansehe, dann ist es doch so, dass ausgerechnet die Anhänger Jesu, die sogenannten Christen ihre tödlichsten Feinde wurden. Sie haben sie in Europa in Ghettos zusammengepfercht, und als die Ghettos überfüllt waren, haben sie sie in die Verbrennungsöfen von Auschwitz gesteckt. Millionen von Christen ließen das schweigend geschehen. Und die Ureinwohner Amerikas wurden von den christlichen Bürgern dieses Landes fast ausgerottet und in den kargsten Gegenden des Landes in Reservate gesperrt.

Leute, die praktisch im Paradies leben und genug zu essen haben; die große Farmen besitzen und Land und schöne Wohnhäuser und Geschäfte und alles, was das Herz begehrt, die tun sich leicht damit, Vergebung zu predigen. Aber ist es denn wirklich fair, wenn man das zu Menschen sagt, die in üblen Löchern hausen müssen,

arbeitslos und vom Hungertod bedroht sind, also zu Menschen, die – wie Frantz Fanon es einmal ausgedrückt hat – »die Elenden dieser Erde« sind? Sollen sie den fetten, wohlgenährten Millionen vergeben, die an ihrem Verhungern mit schuld sind und es mit ansehen? Denen, die Krieg angezettelt haben? Denen, die sie in Gefängnisse stecken? Denen, die für ihre ständige Unterdrückung sind? Denen, die in ihrem tiefsten Herzen wünschen, dass die Armen und Unterdrückten überhaupt nicht hätten geboren werden sollen? Sollen sie denen auch gleich noch alle Unterdrückung vergeben, die ihnen weiterhin blühen wird? Und den Genozid, den sie ihnen noch bescheren werden?

»Herr, vergib ihnen, was sie tun, auch wenn ihre Vorfahren es schon seit fünfhundert Jahren ständig getan haben ...« Kannst du ein solches Gebet wirklich sprechen?

Aus diesem Grund habe ich mich zum politischen Handeln aufgerufen gefühlt: um diese höllischen Verhältnisse zu ändern; um zu versuchen, diese Welt zu ändern, die für Milliarden ihrer Bewohner die Hölle ist. Ändere zuerst diese Verhältnisse. Dann kann vielleicht Vergebung möglich werden!

Manchen werden diese Worte vielleicht zu schroff vorkommen, aber sie sind im Fall des Mannes, der sie geäußert hat, verständlich. Er lebt in ganz anderen Umständen als alle sonst in diesem Buch vorkommenden Menschen. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren wurde er in einem politisch gefärbten Prozess, dessen Rechtmäßigkeit bis heute umstritten ist, wegen Mordes zum Tod verurteilt. Viele sagen, man habe ihm dieses Verbrechen angedreht, um ihn auszuschalten. Wenn also jemand viel zu vergeben hat, dann bestimmt dieser Mann. Seine Kritik ist berechtigt und wichtig: Wie kann eine »christliche« Welt Vergebung

von den Unterdrückten erwarten, wenn sie gleichzeitig die systematische Ungerechtigkeit und Unterdrückung nicht sehen will? Für mich liegt zumindest ein Teil der Antwort darauf in einer Aussage, die Franz von Assisi zugeschrieben wird: »Predigt das Evangelium allezeit. Wenn nötig, gebraucht dafür Worte.« Was das Vergeben angeht, steckt darin etwas ganz Wesentliches: Solange wir bloß darüber theoretisieren, es bewundern oder anderen abverlangen, bleibt das Vergeben sinnlos. Wie die folgende Geschichte zeigt, entfaltet Vergebung erst dann ihre wahre Kraft, wenn wir selbst bereit sind, sie tatsächlich zu praktizieren.

Nach über dreißig Jahren Arbeit unter den Leprakranken in Indien hatten die Krankenschwester Gladys Staines und ihr Mann, der Missionar Graham, schon ungeheuer viel Tod und Sterben miterlebt. Aber nichts hätte Gladys auf die Nacht im Januar 1999 vorbereiten können, in der ihr Mann und ihre zwei Söhne Philip (10) und Timothy (6) nicht mehr von einer religiösen Einkehrzeit zurückkamen – oder auf den Tag danach, als die Nachricht eintraf, man habe deren bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Leichname im Jeep der Familie entdeckt. Auch ihre Freunde, die ihr an diesem grauenvollen Morgen beizustehen versuchten, waren fassungslos und fanden keine Worte. In der *New York Times* stand folgender Bericht:

Mrs. Staines bebte vor Trauer am ganzen Leib und bewegte sich eine Zeit lang nur ganz langsam, als müsse sie sich ihren Weg durch die Luft mit Mühe bahnen. Sie schien mitten in einem Gedanken festzustecken, den sie schließlich mit bebender Stimme äußerte: »Wer immer das tat – wir werden ihnen vergeben.«



**Gladys und Graham Staines mit
Philip, Timothy und Esther**

Diese Einstellung – diese greifbare Äußerung ihres gelebten Glaubens – erfuhr in Indien weithin große Anerkennung, in dieser Nation, in der es häufig zu religiös motivierten Gewalttaten kommt, meistens zwischen Hindus und Muslimen. D. P. Wadhwa, Richter am Obersten Gericht und Leiter der Untersuchung dieses Mordfalls und seines

Zusammenhangs mit weiteren Ausbrüchen von Gewalt gegen Christen, empfahl Mrs. Staines als Vorbild. Er sagte: »Sie hat mit ihrem Verhalten nicht nur die Täter dieses Verbrechens beschämt, sofern diese zur Scham fähig sind, sondern auch alle, die direkt oder indirekt womöglich mit ihnen sympathisieren.«

Mrs. Staines ... hat beschlossen, das Werk ihres Mannes hier in Baripada weiterzuführen, und in dieser staubigen, vom Verkehr verstopften Stadt im östlichen Staat Orissa ein Heim für Leprakranke zu unterhalten. Und sie wird weiterhin den Menschen die »Frohe Botschaft« bringen, wie sie sie zuversichtlich nennt, dass ... Gott gütig und gerecht ist und hinter allem, was geschieht, eine göttliche Absicht steckt, auch wenn diese Absicht zeitweise nicht zu erkennen ist.

Tatsächlich muss sie selbst noch ergründen, warum Gott ihr ihre Söhne und ihren Mann genommen hat. Ihr kommen viele Fragen in den Kopf – ein ganzes Gewirr von Fragen –, aber sie versucht sie stehen zu lassen, statt direkt auf Antworten aus zu sein. »Ich frage mich selbst: Grüble ich darüber nach, wie genau sie zu

Tode gekommen sind? Wurden sie zuerst getötet oder verbrannten sie bei lebendigem Leib? Bin ich wütend? Bin ich es nicht? Ich weiß es nicht. Ich bemühe mich, mir nicht zu viel Nachdenken darüber zu erlauben. Zuweilen überwältigt mich die Trauer. Sie sind nicht mehr da. Ich kann mit meinen Jungen nicht mehr spielen. Tag für Tag fange ich mit der Bibel an, lese ich Gebete. Früher konnte ich mich vor dem Schlafengehen mit meinem Mann unterhalten. Jetzt spreche ich mit Gott, schütte vor ihm mein Herz aus, und er gibt mir die Kraft und Weisheit dafür, weiterzumachen.«

Über diejenigen, die ihren Mann und ihre Söhne ermordet haben, sagte sie weiter: »Ich kann ihnen ihr Tun vergeben, aber ihre Sünden kann ich ihnen nicht vergeben. Nur Jesus kann ihre Sünden vergeben. Und sie werden darum bitten müssen.«

Nach der Beisetzung, an der Tausende teilnahmen, stellten sich Mrs. Staines und ihre dreizehnjährige Tochter Esther als die zwei Überlebenden der Familie vor die Menge, die sie zum Friedhof begleitet hatte und sangen ihr Lieblingslied. Der Text lautete: »Because He lives, I can face tomorrow. Because He lives, all fear is gone« – »Weil Er lebt, kann ich das Morgen wagen. Weil Er lebt, ist alle Angst vergangen.«

Für viele ist das Verständnis von Vergebung, das Gladys Staines hat, zwar nicht nachvollziehbar, aber sie steht damit nicht allein da. Das gleiche Verständnis hatten im Lauf der Geschichte schon unzählige verfolgte Minderheiten, angefangen bei den frühchristlichen Gläubigen über die Wiedertäufer vom radikalen Flügel der Reformation bis zu den Nachfolgern von Tolstoi, Gandhi und Martin Luther King. Vermutlich am besten ist es im folgenden Abschnitt aus Kings Buch *Strength to Love* erklärt:

Vermutlich ist keine Aufforderung Jesu schwieriger zu befolgen als sein Gebot, unsere Feinde zu lieben. Manche haben aufrichtig das Gefühl, das lasse sich praktisch nicht verwirklichen. Sie sagen, es sei leicht, die zu lieben, die einen lieben, aber wie könne man diejenigen lieben, die offen oder heimlich versuchen, einen niederzumachen?

Dennoch ist das Liebesgebot durchaus nicht bloß der fromme Auftrag eines utopischen Träumers, sondern für unser Überleben eine absolute Notwendigkeit. Die Liebe sogar zu unseren Feinden ist der Schlüssel zur Lösung der Probleme unserer Welt. Jesus ist kein unpraktischer Idealist; er ist der praktische Realist ...

Wenn man Hass mit Hass erwidert, vermehrt das den Hass und macht eine Nacht, der ohnehin schon die Sterne fehlen, noch schwärzer. Finsternis kann keine Finsternis vertreiben; nur Licht bringt das fertig. Hass kann nicht Hass austreiben; nur Liebe ist dazu imstande. Hass vervielfacht den Hass, Gewalttätigkeit vervielfacht die Gewalttätigkeit, und Sturheit vervielfacht die Sturheit, und es entsteht eine absteigende Spirale der Vernichtung ...

Die Liebe ist die einzige Kraft, die einen Feind in einen Freund verwandeln kann. Einen Feind werden wir nie dadurch los, dass wir seinen Hass mit Hass erwidern. Hass wirkt von Natur aus zerstörend und vernichtend; Liebe wirkt von Natur aus kreativ und aufbauend. Liebe verwandelt mit erlösender Kraft.

Kings Engagement für die Liebe als politische Kraft erwuchs ihm aus seinem Glauben, jedoch steckte in seinem Denken auch ein guter Schuss Pragmatismus. Er wusste, dass er und andere Afro-Amerikaner, die jetzt in der Bürgerrechtsbewegung aktiv waren, noch Jahrzehnte lang mit den gleichen Menschen, denen sie jetzt die Stirn boten, würden zusammen leben und sich mit ihnen auseinander-

setzen müssen. Wenn sie sich von der Art, wie sie behandelt wurden, verbittern ließen, würde das bald zu Gewalttätigkeiten führen, was dann wiederum neue Zyklen der Unterdrückung und Verbitterung auslösen würde. Das würde die Mauern des Rassenhasses nicht abbauen, sondern nur noch höher werden lassen. Daher vertrat King, die Afro-Amerikaner könnten die »sich abwärts windende Spirale der Vernichtung« nur dadurch zum Stehen bringen, indem sie ihren Unterdrückern vergäben. Nur Vergebung könne eine dauerhafte Veränderung bewirken:

Wir müssen die Fähigkeit zum Vergeben entwickeln und aufrechterhalten. Wer nicht die Kraft zum Vergeben hat, hat auch keine Kraft zum Lieben. Es ist unmöglich, auch nur damit anzufangen, seine Feinde zu lieben, solange man nicht vorher immer und immer wieder zunächst die Notwendigkeit eingesehen hat, denen zu vergeben, die uns Böses und Schädigendes zufügen.

Es ist auch notwendig, einzusehen, dass der Akt der Vergebung immer von derjenigen Person ausgehen muss, der Unrecht geschah, also vom Opfer einer größeren Verletzung; von demjenigen, dem ein schmerzliches Unrecht widerfuhr; von dem, der auf schreckliche Weise unterdrückt wurde. Der Übeltäter mag um Vergebung bitten. Er mag zur Besinnung kommen und wie der verlorene Sohn auf irgendeiner staubigen Straße daherkommen und in seinem bebenden Herzen den Wunsch nach Vergebung haben. Aber nur der Nachbar, der verletzt wurde, nur der liebevolle Vater daheim kann wirklich die warmen Wasser der Vergebung ausgießen.

Vergeben heißt nicht, das, was geschehen ist, zu übersehen oder einer bösen Tat ein falsches Etikett aufkleben. Vielmehr heißt Vergebung, dass die böse Tat keine trennende Schranke mehr für die Beziehung zueinander bleibt.

Vergebung ist ein Katalysator, der die für einen frischen Start und Neuanfang notwendige Atmosphäre schafft ...

Zu unseren erbittertsten Gegnern sagen wir: Mit unserer Fähigkeit, Leiden zu ertragen, werden wir stärker sein als ihr mit eurer Fähigkeit, uns Leiden zuzufügen. Wir werden eurer physischen Stärke unsere Seelenstärke entgegenstellen. Tut uns an, was ihr wollt: Wir werden euch weiterhin lieben.

Wir können uns nicht guten Gewissens an eure ungerechten Gesetze halten, denn nicht mit dem Bösen mitzuwirken ist eine genauso große moralische Pflicht wie das Mitwirken mit dem Guten. Werft uns ins Gefängnis und wir werden euch weiterhin lieben. Schickt eure verummten gewalttätigen Eindringlinge zu mitternächtlicher Stunde in unsere Gemeinde und schlägt uns und lasst uns halbtot liegen, und wir werden euch weiterhin lieben. Aber seid dessen versichert: Mit unserer Leidensfähigkeit werden wir euch auslaugen.

Eines Tages werden wir unsere Freiheit gewinnen, und zwar nicht nur für uns selbst. Wir werden derart an eure Herzen und Gewissen appellieren, dass wir euch im Lauf der Zeit für uns gewinnen werden, und dann wird unser Sieg ein Sieg für beide Seiten sein.

Im Frühjahr 1965 marschierte ich mit Martin Luther King in Marion, Alabama, und konnte aus erster Hand seine tiefe Liebe und Demut angesichts der Ungerechtigkeit erfahren. Ich war gerade mit Kollegen aus New York zu einem Besuch im Tuskegee Institute, als wir vom Tod Jimmie Lee Jacksons erfuhren, eines jungen Mannes, der acht Tage zuvor erschossen worden war, als die Polizei eine Kundgebung bei einer Kirche in Marion gesprengt hatte. Staatliche Einsatzkräfte aus ganz Mittelalabama

waren in der Stadt zusammengezogen worden und hatten die Protestierenden mit Knüppelschlägen auseinander und durch die Straßen getrieben.

Augenzeugen beschrieben später eine Szene von verheerendem Chaos: Weiße Zuschauer hatten Kameras zertrümmert und Straßenlichter ausgeschossen, während Polizisten brutal schwarze Männer und Frauen angriffen, von denen etliche betend auf den Treppen ihrer Kirche gekniet hatten.

Das Verbrechen von Jimmie hatte darin bestanden, einen Einsatzbeamten gepackt zu haben, der gnadenlos auf seine Mutter eingeschlagen hatte. Seine Strafe: Er wurde in den Bauch geschossen und so lange mit Stockschlägen auf den Kopf traktiert, bis er fast tot war. Im städtischen Krankenhaus verweigerte man seine Aufnahme, woraufhin er nach Selma gebracht wurde, wo er Reportern seine Geschichte erzählen konnte. Einige Tage danach starb er.

Auf die Nachricht von Jimmies Tod fuhren wir unverzüglich nach Selma. Er lag in der Brown Chapel im offenen Sarg aufgebahrt, und obwohl der Bestatter sein Bestes getan hatte, um seine Verletzungen zu verbergen, hatten sich die Wunden an Jimmies Kopf nicht verdecken lassen: die Einschläge von drei mörderischen Hieben, jeder drei Zentimeter breit und zehn Zentimeter lang, zogen sich oberhalb seines Ohrs über seine Schädelbasis, und einer oben über seinen Kopf.

Tief erschüttert nahmen wir dort an einem Gedenkgottesdienst teil. Im Raum drängten sich an die dreitausend Menschen (noch viel mehr standen draußen), und wir saßen auf einer Fensterbank ganz hinten. Im ganzen Gottesdienst vernahmen wir keinen Anflug von Wut oder Rache. Stattdessen ging von den Männern und Frauen dieser Gottesdienstgemeinschaft ein Geist des Mutes aus, der in der Brown Chapel in dem Augenblick am deutlich-



Martin Luther King

ten seinen Ausdruck fand, als alle aufstanden und das alte Sklavenlied sangen: »Ain't gonna let nobody turn me 'round«, »Ich lass mich von niemand von meinem Weg abbringen.«

Später, bei einem zweiten Gottesdienst in Marion, war die Atmosphäre entschieden gedrückter. Längs der Brüstung des Bezirksgerichts auf der Straße gegenüber stand eine lange Reihe von staatlichen Einsatzkräften mit gezückten

Knüppeln, die Blicke starr auf uns gerichtet. Das waren die gleichen Leute, die erst wenige Tage zuvor auf die Schwarzen von Marion losgegangen waren. Die Menge der Weißen, die sich beim nahegelegenen Rathaus versammelt hatte, war nicht weniger einschüchternd. Sie waren mit Ferngläsern und Kameras bewaffnet und beobachteten und fotografierten uns so gründlich, dass wir das Gefühl hatten, jeder von uns sei genau registriert worden.

Anschließend sprach King auf dem Friedhof über Vergeltung und Liebe. Er bat seine Leute, für die Polizei zu beten, dem Mörder zu vergeben und auch allen zu vergeben, die sie verfolgten. Dann hielten wir einander bei den Händen und sangen »We shall overcome«. Es war ein unvergesslicher Augenblick. Wenn je ein Grund zu Hass oder Rache gewesen wäre, dann bestimmt hier. Aber davon war nichts zu spüren, nicht einmal bei den Eltern von Jimmie.

Erst unlängst las ich von einem bemerkenswerten Akt der Vergebung durch die Kinder von Selma in diesen gleichen Tagen Anfang des Jahres 1965. Die Schüler der Stadt hatten nach der Schule einen Friedensmarsch organisiert, gegen den dann der für seine brutalen Maßnahmen bekannte städtische Sheriff Clark vorging. Clarks Einsatzkräfte begannen die Kinder zu schieben und zu stoßen, und bald begannen alle zu rennen. Anfangs meinten die Jungen und Mädchen, der Sheriff treibe sie in Richtung Bezirksgefängnis, aber es stellte sich bald heraus, dass es zu einem Gefängnislager rund acht Kilometer außerhalb der Stadt ging. Die Männer trieben die Kinder vor sich her, bis sie anfangen zu würgen und sich zu übergeben. Später erklärten die Polizisten, sie hätten den Kindern bloß das »Marschierfieber« von Selma austreiben wollen.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam Sheriff Clark mit Brustschmerzen ins Krankenhaus. Es war unglaublich, aber Selmas Schulkinder organisierten eine weitere Kundgebung vor dem Gerichtsgebäude, bei dem sie sangen und um seine Genesung beteten und Schilder hochhielten, mit denen sie dem Sheriff »Gute Besserung« wünschten.

Der bekannte Jugendpsychiater Robert Coles beobachtete dieselbe bemerkenswerte Einstellung des Vergebens unter Kindern, als er 1960 in New Orleans arbeitete. Einige weiße Eltern wendeten sich offen gegen eine Entscheidung des Bundesgerichts, die die Rassentrennung in den Schulen der Stadt beendete. Sie nahmen nicht nur ihre Kinder von den Schulen, die auch schwarze Kinder aufnahmen, sondern demonstrierten vor diesen Schulen.

Ein Kind, die sechsjährige Ruby Bridges, war die einzige afro-amerikanische Schülerin an ihrer Schule, was bedeutete, dass sie eine Zeitlang das einzige Kind war,

das diese Schule besuchte. Über Wochen hinweg musste sie von Bundespolizisten auf ihrem Schulweg geschützt werden. Eines Tages sah einer ihrer Lehrer, wie sie lautlos Worte mit den Lippen formte, als sie durch die Reihen der wütenden weißen Eltern ging, die sie mit Beschimpfungen überhäuften. Als der Lehrer Coles davon berichtete, war dieser neugierig: Was hatte das Kind gesagt?

Auf seine Frage hin erzählte Ruby ihm, dass sie für die Eltern ihrer weißen Klassenkameraden gebetet hatte. Coles war perplex. «Aber warum?», fragte er. «Weil sie meine Gebete brauchen.», antwortete Ruby. Sie hatte in der Kirche von den Worten Jesu am Kreuz gehört und sie sich zu Herzen genommen: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.»

So wie Martin Luther King Jr. haben im Lauf der Geschichte schon viele Menschen an die erlösende Kraft der Liebe geglaubt. Ein Beispiel dafür ist der ostdeutsche Pfarrer Uwe Holmer, der nach der Wende die folgenschwere Entscheidung traf, dem damals verteuflten Ex-Präsidenten der DDR Erich Honecker Unterkunft zu gewähren. Uwe war in Nazi-Deutschland aufgewachsen und hatte schon in jungen Jahren erfahren, wie wichtig es ist, nach seinem eigenen Gewissen zu leben. Mit fünfzehn war ihm befohlen worden, freiwillig der SS beizutreten, obwohl er vorher öffentlich geschmäht worden war. Er hatte sich geweigert. Trotz ständigen Drucks seitens der SS hatte er sich wegen dieser Weigerung ungemein glücklich gefühlt. Das blieb ihm sein Leben lang lebhaft in Erinnerung. Er hatte daraus nachhaltig gelernt, dass man dann wirklich frei ist, wenn man seinem Gewissen folgt.

Uwe ließ sich zum Pfarrer ausbilden, heiratete und bekam zehn Kinder. Aber in Ostdeutschland aktiver Christ zu sein bedeutete, bespitzelt zu werden und damit rechnen zu müssen, dass man ins Gefängnis kam und sozial benachteiligt wurde. Als die Kinder der Familie Holmer so weit waren, dass sie in die Oberschule hätten gehen können, wurde ihnen die Aufnahme verweigert, obwohl sie erstklassige Noten hatten. Der Grund dafür war einfach: Sie waren nicht Mitglieder bei den »Jungen Pionieren«, hatten keine Jugendweihe und taugten nicht zum Dienst in den »Wehrrtütigungslagern«.

Dann kam die Wende: Die alte Ordnung wurde plötzlich gestürzt. Alle, die im kommunistischen Regime Spitzenpositionen eingenommen hatten, wurden Gegenstand der Wut und des offenen Hasses. Viele Regierungsbüros wurden von aufgebrachten Menschen gestürmt und verwüstet. Der Mann, gegen den sich die ganze Wucht des Volkszorns richtete, war Erich Honecker. Erst einen Monat vorher hatten ihn anlässlich der Vierzigjahrfeier der DDR noch Tausende gefeiert. Zwischen Weihnachten und Neujahr 1989/1990 erhielt Uwe seitens seiner kirchlichen Oberen eine Anfrage, ob er und seine Frau willens seien, »Erich und Margot« in Lobetal zu beherbergen. Das war das kirchliche Heim für Sozialbenachteiligte, dessen Direktor Uwe damals war.

Uwes erste Reaktion war: »Und warum gerade wir?« Aber er konnte die Bitte nicht einfach sofort abschlagen. Schließlich sollte Honecker gerade nach einer Krebsoperation aus dem Krankenhaus entlassen werden, war für haftunfähig erklärt worden, durfte seine Familienvilla nicht mehr beziehen und war also plötzlich obdachlos.

Lobetal war als Einrichtung für Arme, Kranke und Obdachlose gegründet worden. Honecker war 77, krank

und obdachlos – erfüllte also sämtliche Aufnahmekriterien. Später erzählte Uwe:

Wir bedachten, dass wir an jedem Sonntag in unserer Kirche im Vaterunser beten: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« Könnten wir das ehrlich weiterbeten, wenn wir das nicht auch praktizierten? So waren wir uns nach drei Stunden Beratung einig geworden: Wir sollten es tun.

So richtete man im Privathaus der Familie Holmer ein Quartier ein, in das man den Mann aufnahm, der für das Leiden so vieler Menschen verantwortlich war.

Binnen weniger Tage trafen immer mehr hasserfüllte Briefe ein. In den zehn Wochen, während derer Honecker unter ihrem Dach weilte, erhielt die Familie Holmer insgesamt dreitausend Briefe. Die meisten Schreiber äußerten Unverständnis und Wut, einige auch Verständnis. Vor dem Zaun draußen versammelten sich Scharen von Demonstranten, hielten Protestplakate hoch und schrien voller Wut, Ärger und Hass irgendwelche Parolen. Etliche Gemeindemitglieder distanzierten sich vom Pfarrer.

Einer der Kritiker der Holmers war ein Mann, der unter Honecker zum Tod verurteilt worden war und jahrelang im berüchtigten Gefängnis Bautzen eingesperrt hatte. Er stellte Uwe zur Rede und erklärte ihm, dass er nicht das Recht dazu habe, dem Ex-Präsidenten zu vergeben. Uwes Antwort war einfach: »Ich habe ja Honecker gar nicht vergeben, was er Ihnen angetan hat, sondern nur, was ich selbst durchmachen musste. Was er Ihnen angetan hat, müssen Sie ihm selbst vergeben. Und wenn Sie ihm nicht vergeben, frisst die Bitterkeit Ihres Herzens Sie auf.« Das wütende Gesicht des Gesprächspartners veränderte sich. Nach kurzer Überlegung gab er zu: »Sie haben recht. Ich muss vergeben – und ich will vergeben.«

Uwe wäre der Letzte, der behaupten würde, Honecker zu vergeben sei einfach gewesen. Er erklärte:

Vergebung ist kein leichtes Ding. Das Unrecht ist eine Wirklichkeit. Und die Erinnerung daran wächst sich in unseren Herzen gar zu leicht zu Bitterkeit aus und trennt uns voneinander. Das ist es, was unser Volk braucht für die Bewältigung seiner Vergangenheit und einen Neubeginn. Wer Wut und Bitterkeit im Herzen festhält, behält Gift in seiner Seele. Das betrifft uns alle. Erbschaftsstreit, Familienkrach, Zerwürfnisse zwischen Freunden können nur beseitigt werden durch Vergebung. Und die ist oft schwer, gerade dann aber besonders wichtig. Ich begriff: Darum hat Jesus so unerbittlich gesagt: »Wenn ihr den Menschen nicht vergebt, wird euer himmlischer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.«

Von James Christensen, dem Prior eines Trappistenklosters in Rom, erfuhr ich unlängst die bemerkenswerte Geschichte eines Menschen, der seinen Verfolgern nicht erst nach ihrer fürchterlichen Tat vergab, sondern bereits vorher. Im Mai 1996 kidnappte die GIA, eine algerische radikalislamistische Gruppe, im Atlasgebirge sieben von James' trappistischen Mitbrüdern und drohte, sie so lange in Geiselhaft zu halten, bis Frankreich mehrere ihrer eigenen gefangenen Landsleute freilasse. Es vergingen mehrere Wochen, und die französische Regierung blieb hart. Schließlich tötete die GIA die Mönche. Etwas später fand man nur ihre abgetrennten Köpfe.

Ganz Frankreich war entsetzt. Alle katholischen Kirchen in Frankreich läuteten zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichzeitig, um dieser Mönche zu gedenken. Was mich an dieser Tragödie aber am tiefsten bewegte, war etwas, das sie bereits zwei Jahre vorher leise angedeutet hatte. Der

Prior dieses algerischen Klosters, Christian de Chergé, hatte die eigenartige Vorahnung, dass er bald eines gewalt-samen Todes sterben werde, und er schrieb einen Brief, in dem er seinen zukünftigen Mördern vergab. Diesen Brief versiegelte er und hinterlegte ihn bei seiner Mutter in Frankreich. Er wurde erst nach seiner Ermordung geöffnet, und darin heißt es unter anderem:

Wenn es mir eines Tages geschehen sollte – und das könnte schon heute sein –, dass ich ein Opfer des Terrorismus werde, der inzwischen alle in Algerien lebenden Ausländer im Visier zu haben scheint, dann möchte ich, dass meine Gemeinschaft, meine Kirche und meine Familie sich daran erinnern: Mein Leben war Gott und diesem Land *geschenkt*. Mögen sie akzeptieren, dass der einzige Herr allen Lebens diesem brutalen Scheiden nicht unbeteiligt gegenüberstehen kann ...

Ich möchte mir wünschen, dass mir, wenn der Augenblick gekommen ist, noch jener Moment geistiger Klarheit bleibt, der mir erlaubt, Gott und meine Brüder auf Erden um Vergebung zu bitten und zugleich aus ganzem Herzen dem zu vergeben, der Hand an mich gelegt hat.

Einen solchen Tod kann ich mir nicht wünschen: Es scheint mir wichtig, das zu bekennen. In der Tat sehe ich nicht, wie ich mich darüber freuen könnte, wenn diesem Volk [Algeriens], das ich so sehr liebe, unterschiedslos der Mord an mir angelastet würde ...

Natürlich wird mein Tod denen recht zu geben scheinen, die mich vorschnell für naiv oder für einen Idealisten gehalten haben: »Soll er doch jetzt sagen, was er davon hält!« Diese Leute sollen jedoch wissen, ... dass ich für dieses verlorene Leben Gott Dank sage. In dieses *Danke*, in dem nun alles über mein Leben gesagt ist, schließe ich selbstverständlich euch alle ein, Freunde von gestern und von heute, ... und auch dich, Freund der letzten Minute,

der du wohl nicht gewusst hast, was du tatest: Ja, auch dir gilt dieses *Danke* und dieses *À-Dieu*, das dein Gesicht angenommen hat. Und möge es uns geschenkt werden, uns als glückliche Schächer im Paradies wiederzusehen, wenn es Gott gefällt, der unser beider Vater ist.

Wer war de Chergé, und was war die Quelle seiner tiefen Überzeugungen bezüglich des Friedens und der Vergebung?

Laut einem Buch über seinen Orden mit dem Titel *Die Mönche von Tibhirine* (München 2002) begann alles 1959, als de Chergé als Soldat der französischen Streitkräfte zur »Befriedung« nach Algerien geschickt wurde. Während seines dortigen Aufenthalts befreundete er sich mit dem islamischen Polizisten Mohammed, und sie trafen sich zu wöchentlichen Diskussionen über Politik, Kultur und Theologie. Ein ständig wiederkehrendes Thema war dabei das angespannte Verhältnis zwischen den Christen Algeriens (das war die französische Kolonialbevölkerung) und den Muslimen (der eingeborenen Bevölkerung). Bei einem ihrer gemeinsamen Spaziergänge gerieten die beiden Männer in einen Hinterhalt algerischer Rebellen. De Chergé, der seine Armeeabzeichen trug, war sich sicher, dass sein Ende gekommen war. Da trat Mohammed zwischen seinen Freund und die Angreifer und sagte zu ihnen, sie sollten de Chergé laufen lassen, denn er sei »ein frommer Mann.« Erstaunlicherweise ließen sie beide laufen. Aber dieser kühne Akt kostete Mohammed das Leben: Am Tag darauf wurde er ermordet auf der Straße gefunden.

Dieses Ereignis erschütterte de Chergé tagelang ganz tief – und es veränderte sein Leben vollständig. Er beschloss, sein Leben Gott und der Sache des Friedens zu weihen. Nach Ablauf seiner Dienstzeit kehrte er nach Frankreich zurück und trat in ein Trappistenkloster ein. Später studierte er, um Priester zu werden und bat, in

eine algerische Tochtergründung seines Klosters übertreten zu dürfen. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt, und so kam er wieder nach Afrika und wurde schließlich zum kirchlichen Oberen eines Klosters im Atlas-Gebirge.



Christian de Chergé

Als Prior traf de Chergé Entscheidungen, die seine europäischen Oberen für ungewöhnlich und sogar unklug hielten. Statt einfach nur das Evangelium zu verkünden, bot er der Bevölkerung vor Ort Arbeitsplätze, medizinische Betreuung und Unterricht im Lesen und Schreiben und in Französisch an. Er organisierte zudem ein jährliches interreligiöses Treffen zur Förderung des islamisch-christlichen Dialogs. Ja, er lud sogar Muslime ein, sich auf dem Gelände seines Klosters Notre-Dame de l'Atlas niederzulassen. Damit wollte de Chergé der Welt zeigen, dass Muslime und Christen gemeinsam unter einem Gott oder Allah leben können. Er erklärte es so: »Für uns besteht der einzige Weg zum Zeugnisgeben darin, mitten in der ganz banalen Alltagswirklichkeit das zu sein, was wir sind.«

Trotz de Chergés Bemühungen – oder womöglich ihrer wegen? – zogen die Trappisten den Unmut der GIA auf sich, denn für diese Organisation galten sie als Fremdlinge, die sich hier einmischten. So kam es, dass sie schließlich entführt, in Geiselhaft genommen und schließlich ermordet wurden.

Für viele Menschen wurde der Tod von de Chergé und seinen Mitbrüdern zur Bestätigung der schlimmsten Klischees vom Islam. Aber für ihn selbst war er der Preis dafür, ein Friedensstifter zu sein, und er hatte mit ihm gerechnet. Für mich ist das ein besonders starker Hinweis darauf, wie wichtig die Arbeit ist, die weltweit getan werden muss, um die heilende Botschaft von der Vergebung zu verbreiten. Wo sind in einer Zeit, in der so viele Menschen willens sind, in bewaffneten Konflikten zwischen dem »christlichen« Westen und dem angeblich so »bedrohlichen« Islam in den Tod zu gehen – sei es im Irak, in Afghanistan, in Algerien oder sonst wo – die Menschen, die bereit sind, um des Friedens willen in den Tod zu gehen? Christian de Chergé war ganz klar ein solcher Mensch. Zum Schluss sei noch einmal sein bemerkenswerter Brief zitiert:

Ich kenne die Karikaturen des Islam, die von einer gewissen Art des Islamismus noch gefördert werden. Es ist allzu einfach, sich ein gutes Gewissen zu verschaffen, indem man diesen religiösen Weg gleichsetzt mit dem Integralismus seiner Extremisten ... Ich werde nun, so Gott will, meinen Blick in den des Vaters tauchen können, um mit ihm zusammen seine Kinder aus dem Islam zu betrachten, so wie er sie sieht ... Seine heimliche Freude wird es immer bleiben, Gemeinschaft zu stiften und die Übereinstimmung wiederherzustellen – im Spiel mit den Unterschieden.

5 Vergebung und Gerechtigkeit

Man muss, so scheint es mir, von der Tatsache ausgehen, dass es, nun ja, Unverzeihbares gibt. Ist dies nicht eigentlich das einzige, das es zu verzeihen gibt? Das einzige, das nach Verzeihung ruft? ... Was wäre eine Verzeihung, die nur Verzeihbarem verziehe?

J A C Q U E S D E R R I D A

David, ein israelischer Bekannter von mir, musste ähnliche schreckliche Dinge durchmachen wie Hela und Josef, von denen im 3. Kapitel die Rede war, aber er sieht alles unter einem etwas anderen Gesichtspunkt. Bei seiner Geschichte geht es um die uralte Frage, die sich im Lauf der Menschheitsgeschichte schon viele Generationen der Männer und Frauen gestellt haben, die viel erleiden mussten: Gibt es für die Vergebung nicht eine Grenze?

Ich wurde in Kassel in Deutschland geboren, und zwar 1929, also in jenem schicksalhaften Jahr der Finanz- und Wirtschaftskrise, die sich so entscheidend auf die Weltläufe auswirken und dazu beitragen sollte, in Deutschland

die Nationalsozialisten an die Macht zu bringen ... Mein Vater war Journalist, meine Mutter Erzieherin. Unsere Familie war wohlhabend und unser Leben war glücklich, bis sich über uns die Wolken des Faschismus zusammenzogen.

Wie viele Juden im ganzen Land nahm Vater anfangs die Nazis nicht allzu ernst. Wie sollten die zuverlässigen, kultivierten Deutschen einen solchen Unsinn mitmachen? Aber als Hitler Reichskanzler wurde, rieten wohlmeinende Freunde meinen Eltern, Deutschland zu verlassen.

So verließ Vater sein geliebtes Heimatland, in dem er geboren und aufgewachsen war und für das er im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte. Mutter und ich folgten ihm wenig später und wir vereinten uns wieder in Straßburg, gleich hinter der Grenze zu Frankreich. Wir hatten nur wenige Habseligkeiten mitgenommen. Das war das Ende unserer normalen, gewohnten Lebensweise; wir waren heimatlos geworden, umherziehende Juden ohne Nationalität und Rechte.

Für mich als neugierigen Dreijährigen war das eine aufregende Zeit. Ich lernte rasch neue Gewohnheiten und eine neue Sprache und fand neue Freunde. Aber ein Jahr später mussten wir wieder gehen; als deutsche Flüchtlinge wurden wir im Grenzgebiet als Unsicherheitsfaktor betrachtet. Wir zogen in ein Dorf in den Vogesen, und damit änderte sich wieder alles. Meine Eltern mussten neue Erwerbsmöglichkeiten finden und die neue Sprache lernen, sich an eine ziemlich andere Kultur anpassen und ohne den Komfort ihrer bisherigen Lebensweise auskommen – und vor allem unter schwierigen Umständen unseren Lebensunterhalt verdienen ...

Ein Jahr später brannte die Fabrik ab, in der meine Mutter angestellt worden war, was wieder einen Umzug notwendig machte, dieses Mal nach Marseille. Wiederum

versuchten meine Eltern, sich recht und schlecht durchzuschlagen, aber sie konnten sich nur eine recht unsichere Existenz aufbauen. Wir zogen ständig von einer Wohnung in die nächste, was bedeutete, dass ich jedes Mal die Schule wechseln und neue Freunde finden musste. Ich hatte nie die Gelegenheit, dauerhafte Beziehungen aufbauen zu können ...

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus und alles ging in Trümmer. Ich war wieder ein Fremdling, und obendrein wurde Frankreich vom deutschen Heer überrollt und besetzt, und schon bald gingen die Verhaftungen durch die Gestapo los ... Unsere Wohnung und das Geschäft meiner Eltern wurden beschlagnahmt, aber dank der Hilfe französischer Freunde konnten wir uns verstecken.

Meine Eltern kamen zu dem Schluss, unsere einzige Überlebenshoffnung sei, über die Pyrenäen nach Spanien zu entkommen. Nachdem wir uns drei Tage lang durch eine schneebedeckte Berglandschaft geplagt hatten, wurden wir von der spanischen *Guardia Civil* (Grenzpolizei) aufgegriffen. Diese ließ uns zum Glück durch, wie sie das mit den meisten der fast zehntausend Juden tat, die illegal nach Spanien hinüberwechselten. Hätte sie uns nach Frankreich zurückbefördert, so wäre das unser sicherer Tod gewesen ...

Doch an der Polizeistation von Gerona wurden wir auseinandergerissen. Vater wurde in ein Lager in Miranda-del-Ebro gesteckt, Mutter ins Ortsgefängnis. Ich blieb allein übrig und verbrachte die schlimmste Nacht meines Lebens in einer eiskalten Einzelzelle und befürchtete, meine Eltern nie wiederzusehen. Tags darauf landete ich im Waisenhaus von Gerona, was meine Stimmung auch nicht gerade verbesserte. Hier wurde ich dreizehn (das ist das Alter, mit dem jüdische Jungen in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden) – und ich verpasste meine *Bar Mizwa*.

Nach einigen Monaten wurde ich zu meiner Mutter gebracht und wir wurden gemeinsam in ein Gefängnis in Madrid verlegt. Später kam die ganze Familie wieder zusammen und 1944 konnten wir dank der Hilfe des »Jewish Joint Welfare Committee« nach Palästina auswandern.

Trotz all des Leidens, das die Deutschen meiner Familie und meinem Volk angetan haben, fühle ich mich immer noch ihrer Geschichte und Kultur verbunden, die ich über meine Eltern vermittelt bekommen habe. Ich habe mein Bestes getan, um wieder mit anständigen Deutschen in Kontakt zu kommen. Dennoch kann ich nie die sechs Millionen Juden – darunter 1,5 Millionen unschuldige Kinder – vergessen, die von den Nazis und ihren Helfern gefoltert und ermordet wurden.

Falls Vergebung bedeutet, auf blinden Hass und Rachegefühle zu verzichten, dann ist das durchaus möglich. Ich vergebe denen, die das hilflos mit ansahen und sich nicht trauten, dagegen aufzustehen. Ich weiß, wie viel Mut man braucht, um sich gegen die Autorität zu erheben und der Art von Schreckensherrschaft Widerstand zu leisten, die die Nazis ausübten. Aber was ist mit den Ungeheuern, die diese grässlichsten Taten der Menschheitsgeschichte begangen haben?

Ist es möglich, Hitler und seinen Handlangern zu vergeben, seinen SS-Kommandeuren und Soldaten, seinen Wächtern in den Vernichtungslagern und seinen Gestapobeamten? Ist es möglich, Folterern und Mördern zu vergeben, die Hunderttausende hilfloser Männer, Frauen und Kinder verhungern ließen, erschossen und vergast? Gibt es keine Grenzen des Vergebens?

Ich denke, hinter Davids Frage steht nicht der Hass auf die Vernichter seines Volkes, sondern die Sorge, ob es, wenn man ihnen vergeben würde, in gewisser Weise hieße, sie

zu entschuldigen. Als jemand, der alles in seiner Macht Stehende tun will, um zu gewährleisten, dass etwas derart Entsetzliches nie mehr geschieht, kann er sie einfach nicht von ihrer Verantwortung und Schuld lossprechen.

Aus ähnlichen Gründen warnte der Philosoph Vladimir Jankélévitch – der als Jude ebenfalls verfolgt worden und Mitglied der französischen Résistance gewesen war –, wenn man »die Vergangenheit einfach Vergangenheit sein« lasse, werde man damit die Toten entehren:

Diese unzähligen Toten, diese Massakrierten, diese Gefolterten, diese Niedergetretenen, diese Gekränkten sind *unsere Angelegenheit*. Wer sollte darüber sprechen, wenn nicht wir darüber sprechen? Wer genau sollte daran denken? [Sie] haben nur noch uns, damit ihrer gedacht wird. Wenn wir aufhörten, an sie zu denken, würden sie vollends vernichtet und sie wären endgültig zunichte gemacht. Die Toten sind ganz und gar auf unsere Treue angewiesen.

Nach der Auffassung von Jankélévitch schloss diese Verpflichtung gegenüber den Toten rundweg die Möglichkeit aus, denen zu vergeben, die sie gepeinigt hatten: »Die Verzeihung ist in den Todeslagern gestorben.« Aber in Wirklichkeit hat Vergeben nichts damit zu tun, dass man Schuld abtut oder verharmlost – im Gegenteil. 1947, als die grauenvollen Tatsachen des Holocausts gerade erst voll ans Licht gekommen waren, schrieb C. S. Lewis: »Zwischen Vergeben und Entschuldigen liegt ein himmelweiter Unterschied.« Die meisten Menschen, meint er, gäben ungerne zu, wenn sie etwas falsch gemacht haben, deshalb würden sie nach Entschuldigungen für ihre Taten suchen. (Was die Abscheulichkeiten der Nazis angeht, behaupteten zum Beispiel nach dem Sturz des Dritten Reichs Tausende von Deutschen,

sie hätten einfach nur getan, was man ihnen von oben befohlen habe.) Statt um Vergebung zu bitten, versuchen die Menschen oft, die anderen davon zu überzeugen, dass zum Großteil die Umstände an ihrem Verhalten schuld gewesen und nicht eigentlich sie daran schuld seien. Aber Lewis fährt fort:

Wenn man jemandem wirklich nichts vorwerfen kann, gibt es auch nichts zu vergeben. So gesehen sind Vergebung und Entschuldigen geradezu Gegensätze. Echtes Vergeben bedeutet, dass man beharrlich auf die Sünde blickt, diese Sünde, die ohne jede Entschuldigung im Raum stehen bleibt, und sie mit all ihrer Schrecklichkeit, ihrem Schmutz, ihrer Gemeinheit und Bosheit zu sehen, und dennoch mit dem Menschen, der sie begangen hat, ganz und gar versöhnt zu sein. Das, und nur das, ist Vergebung.

Als Roberto Rodriguez Augenzeuge wurde, wie Beamte der Polizei von Los Angeles einen jungen Mann schlugen, beschloss er, das zu fotografieren. Da griffen die mit Knüppeln bewaffneten Polizisten unversehens auch ihn an. Er wurde mit einem Schädelbruch ins Krankenhaus eingeliefert, kam dann ins Gefängnis und wurde wegen Mordversuchs an den Polizisten angeklagt, die ihn fast getötet hätten.

Roberto, inzwischen ein in den ganzen USA angesehener Zeitungs-Kolumnist, kämpfte dagegen an und gewann nach sieben langen Jahren seinen Freispruch und bewirkte eine Untersuchung durch das Bundesgericht für Bürgerrechte. Aber derweil hatten ihn seine Anstrengungen, das System in Frage zu stellen, zum gezeichneten Menschen werden lassen:

Einmal wurde ich während dieser Zeit in einer Polizeistation mit Handschellen an eine Bank gefesselt und über mir war ein Bild von mir angebracht, und dazu ein Zeitungsartikel über meinen Rechtsstreit mit der Polizeibehörde. Zu jedem vorbeikommenden Polizeibeamten wurde gesagt, er solle sich mich genau einprägen. Das taten sie offensichtlich auch, denn anschließend wurde ich etliche Jahre hindurch ständig von der Polizei belästigt – und ungefähr sechzigmal verhaftet.

Fragt man Roberto, was er vom Vergeben hält, so hat er seine Antworten darauf parat. Aber er hat auch eine Menge Fragen dazu.

Sie fragen mich, was ich vom Vergeben halte? Muss ich den Beamten vergeben, die mich schlugen und mich – mitten in der Nacht – glauben machten, sie bereiteten meinem Leben ein Ende? Muss ich den Polizisten vergeben, die mich zu Unrecht verhafteten und mir unablässig nachstellten, dem Staatsanwalt, der Anklagen gegen mich ausstellte, den Strafrechtsbehörden, die versuchten, mich zu beseitigen? Muss ich den Politikern vergeben, die keinen Finger rührten, als ich mich an sie um Hilfe wandte, oder den Reportern, die mich als Kriminellen darstellten? Und meinem Verteidiger, der meinen Fall zwei Tage vor dem Prozess abgab?

Mir ist klar, dass wir nicht ganz Mensch sein können, solange wir Hass in uns tragen, also von Wut oder Groll verzehrt werden. Diese Emotionen prägen dann unser ganzes Leben. Vor allem für jemanden, der brutal misshandelt und in seiner Menschenwürde verletzt wurde, ist es ganz wichtig, diese Emotionen, die ihn nachhaltig schwächen, loszuwerden. Aber wenn man das fertig bringen will, muss man zugleich nach etwas anderem suchen, das die Leere ausfüllt: nach etwas, das wirklich das Menschsein entfaltet.



Roberto Rodriguez

Ich begann mit dieser Suche 1998 an meinem Geburtstag. Da sang ich nach fast dreißig Jahren zum ersten Mal wieder. Einige Monate danach fing ich mit Malen an, und dann mit Romanschreiben. Damit hatte ich endlich angefangen, mir wieder mein Menschsein zu erobern.

Ich habe mich von meinem Trauma immer noch nicht ganz erholt, aber immerhin kann ich wieder lächeln, lachen und das

Leben lieben, und ich kann auch andere zum Lächeln und zum Lachen bringen. Ich singe in Pflege- und Seniorenheimen. So weit habe ich es geschafft, indem ich mich für die Gerechtigkeit eingesetzt habe, und ich habe auch viel gebetet und meditiert.

Alljährlich erleiden Tausende von Menschen mit anderer Hautfarbe Misshandlungen seitens der Gesetzesvertreter. Die meisten von ihnen haben nicht so viel Glück wie Roberto, sondern dürfen nie erleben, wie das Recht siegt. Sollte man auch von ihnen erwarten, dass sie ihren Unterdrückern vergeben? Roberto meint: Ja, das sollten sie tun, und zwar nicht nur um ihrer selbst willen:

Weil diese Missstände Jahr für Jahr weitergehen, gibt es auf Amerikas Straßen eine Menge Bitterkeit, vor allem bei denen, die brutal behandelt und fälschlicherweise eingesperrt wurden. Manche sind Zombies. Andere

sind wandelnde Zeitbomben. Sie sind voller Hass und können jederzeit explodieren. Und sie explodieren auch. Sehen Sie sich nur an, was 1992 in Los Angeles nach dem Urteil über Rodney King passierte.¹ Tragischerweise trifft ein solcher Gewaltausbruch gewöhnlich genau die Menschen, deren Leid er eigentlich rächen will: Familie, Freunde und Nachbarn.

Dies alles ist nicht nur eine persönliche Tragödie, sondern auch eine soziale. Es ist wie eine außer Kontrolle geratene Krankheit. Vergebung ist auf diesem Gebiet keine Therapie, sondern bestenfalls ein Luxus. Aber gerade weil es weiterhin zu derart massiven Ungerechtigkeiten kommt, müssen diejenigen, deren Menschenwürde schwer verletzt wurde, vergeben: von sich aus heilen, ohne auf Entschuldigungen zu warten. Vergebung ist nicht auf Entschuldigungen angewiesen.

Natürlich heißt das nicht, man sollte einfach friedlich heimgehen, die Hände in den Schoß legen und vergessen, welche Ungerechtigkeiten weiterhin geschehen. Vielmehr heißt das: Man sollte so weit kommen, dass man ohne Wut, Hass und Bitterkeit darum kämpft, seine Menschenwürde und seine Rechte wieder zu erlangen.

Um es genauer zu sagen: Wenn man jemandem vergibt, der einen brutal behandelt hat, kann das eventuell dazu beitragen, ihn wieder menschlicher zu machen. Aber das ist nur ein Teil der Lösung. Wir haben es als Gesellschaft gelernt, dass Menschen, die gewalttätig werden, also etwa andere foltern oder töten, mehr als nur Vergebung brauchen, wenn man sie davon

¹ Anm. d. Ü.: 1992 waren in Los Angeles vier Polizisten vom Gericht freigesprochen worden, die den Afro-Amerikaner Rodney King brutal misshandelt hatten. Daraufhin kam es zu Protesten und einem Gewaltausbruch mit bürgerkriegsähnlichen Zuständen. 53 Menschen wurden getötet, mehrere Tausend verletzt und es entstanden Sachschäden in Höhe von ungefähr einer Milliarde US-Dollar.

abhalten will, wieder ähnliche Verbrechen zu begehen. Sie brauchen eine Behandlung. Ein Unterdrücker wird nie echten Frieden finden, bevor er nicht seine eigenen Dämonen losgeworden ist.

Auf unserer Seite des Atlantiks lebt Mary Foley, eine Engländerin, deren fünfzehnjährige Tochter Charlotte im April 2005 bei einem Streit auf einer Geburtstagsparty von einem anderen Mädchen erstochen wurde.

Charlotte hatte sich so auf diese Party gefreut. Sie war eine sympathische Sechzehnjährige und kannte einige Mädchen, die auch dorthin gingen. So machte ich mir keine großen Gedanken darüber. Sie richtete sich ihre Haare und Augenbrauen und so weiter – und weg war sie.

Gegen ein Uhr nachts riss mich das Telefon aus dem Schlaf. Es war eine von Charlottes Freundinnen. Sie war völlig außer sich und sagte: »Charlotte ist erstochen worden! Sie ist im Krankenhaus!« Und dann war das Telefonat aus.

Im Krankenhaus wurde ich in ein Zimmer geführt. Eine Schwester und zwei Ärzte kamen herein. Die Schwester sagte einfach: »Es tut mir so leid. Charlotte ist tot.« Ich konnte das zuerst gar nicht glauben. Ich konnte die Tatsache einfach nicht annehmen, dass es sie nicht mehr gab. Ich hatte mich nicht einmal von ihr verabschieden können.

Am Tag danach gingen wir hin, um ihren Leichnam zu identifizieren. Ich starrte auf sie: Ein Tuch bedeckte sie bis zum Hals und sie sah aus, als lebte sie noch; läge einfach friedlich da. Ich betete um ein Wunder, dass sie wieder zu atmen anfangen würde.

Wir erfuhren dann nach und nach, was passiert war. Charlotte kannte dieses Mädchen namens Marisha, das seinerseits Beatriz kannte, und offensichtlich lagen

Marisha und Beatriz ständig im Streit. Das war nicht bloß eine Streiterei mit Worten: Marisha hatte Beatriz Prügel angedroht und so weiter. Sie hatten am gleichen Tag schon am Telefon gestritten und wollten ihren Streit an diesem Abend bei der Party noch weiter austragen. Meine Tochter wusste davon nichts ...

Auf jeden Fall hatten Charlotte und Beatriz gegen Mitternacht auf der Tanzfläche einen kurzen Wortwechsel miteinander. Kurz danach ging Charlotte nach oben, um sich frisch zu machen. Als sie aus dem Schlafzimmer auf den Treppenflur kam, sagte Beatriz zu ihr: »Was hast du da unten zu mir gesagt?« und stach mit einem zehn Zentimeter langen Küchenmesser auf sie ein. Sie hatte in ihrer Handtasche zwei Messer mitgebracht. Meine Tochter verblutete tödlich.

Während Mary dem anschließenden Prozess in Londons berühmtem Gerichtsgebäude Old Bailey schluchzend beiwohnte, war sie zunächst voller Wut und Unglauben. Doch nach und nach spürte sie ihre Wut verebben und schließlich empfand sie ein eigenartiges Gefühl des Mitleids mit Beatriz. Gegen Ende der Verhandlungen überwog in ihr der Wunsch, dem Mädchen zu vergeben und ihm ihre mütterliche Fürsorge anzubieten, denn so etwas hatte es noch nie erlebt.

Die Vergebung kam nicht plötzlich, selbst dann noch nicht, als ich wusste, dass ich vergeben wollte. Es war schwer. Am meisten musste ich dagegen ankämpfen, dass ich ständig Charlotte vor Augen hatte, wie auf sie eingestochen wurde, und ich nicht dabei gewesen war, um ihr helfen zu können. Oft stellte ich mir auch vor, wie sie verblutete. Wenn ich das im Kopf hatte, stieg wieder die alte Wut in mir auf und ich musste mich bewusst daran erinnern, dass ich beschlossen hatte, das zu vergeben.

Denn ich wollte doch allen Schmerz und Leid in die Hände Gottes legen.

Im März 2006 wurde Beatriz wegen Mordes zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Auf die Frage, ob sie die Strafe für zu hart halte, da sie ja beschlossen habe, Beatriz zu vergeben, bleibt Mary unschlüssig. Sie hofft, dass dieses Urteil für andere Jugendliche, die mit einem Messer herumlaufen, eine klare Botschaft ist. Sie betont, dass dieses Mädchen bereits eine lange Vorgeschichte voller Gewalttätigkeiten hatte und eine Liste mit 18 Menschen zusammengestellt hatte, die sie umbringen wollte. Aber als überzeugte Christin räumt sie auch ein, dass selbst die längste Strafe nicht notwendigerweise das Herz eines Verbrechers ändert. »Was Beatriz am meisten braucht, ist eine lebendige Beziehung zu Jesus. Letztlich ist dies das einzige auf der Welt, was sie ändern kann.« Und so versagt sie es sich, die Mörderin ihrer Tochter einfach abzuschreiben:

Der Lebensumstände, aus denen Beatriz kommt, sind fürchterlich traurig. Das rechtfertigt nicht, was sie meiner Tochter angetan hat. Aber sie hatte im Leben so große Probleme. Sie hatte Schwierigkeiten in der Schule, daheim, mit Freunden und mit Freundinnen. Alles Mögliche ist ihr passiert. Ihr Vater wird von der Polizei wegen eines Mordversuchs an ihrer Mutter gesucht. Einmal wurde sie als Obdachlose aufgegriffen. Sie hält sich selbst für wertlos. Und was am schlimmsten ist, sie hatte noch nie jemanden, mit dem sie reden konnte. Was ich zu tun versuche, ist, dieses Loch in ihrem Leben auszufüllen und der Mensch zu sein, der daran glaubt, dass sie etwas Positives einzubringen hat. In gewisser Hinsicht habe ich für sie mütterliche Gefühle. Vielleicht gerade weil ich Charlottes Mutter bin, kann ich sie daraufhin beeinflussen, dass sie im Gefängnis etwas dazulernt.



Mary Foley

Heute ist Mary in ganz London wegen ihrer Vorträge in Schulen bekannt. Sie erzählt ihre Geschichte und zeigt die Zusammenhänge zwischen unguten Freundschaften und den gewalttätigen Vorfällen auf, zu denen sie oft führen, und sie spricht darüber, was Vergebung mit gewaltfreier Konfliktlösung zu tun hat. Manchmal liest sie einen Brief vor, den Beatriz ihr aus dem Gefängnis geschickt hat:

Liebe Mrs. Foley,
ich bin Beatriz. Ich habe nicht die Worte, um alles besser machen zu können und ich weiß, dass nichts, was ich sage, die Lage ändern kann. Aber Sie sollen wissen, wie leid mir das tut, was ich getan habe. Charlotte sollte immer noch leben und diese kurze Sekunde, in der ich ausgerastet bin, tut mir wirklich leid. Ich hätte das nie tun dürfen. Das war etwas Furchtbares. Es tut mir leid, welchen Schmerz ich Ihnen zugefügt habe und wie traurig Sie und Ihre jüngeren Kinder jetzt sind. Mrs. Foley, es tut mir wirklich leid, Ihrem kleinen Mädchen das angetan zu haben. Ich wollte

sie nicht umbringen. Wirklich nicht. Diese Absicht habe ich überhaupt nicht gehabt. Ich wollte auf Charlotte nicht einmal losstechen. Ich kann nicht sagen, warum es so weit gekommen ist. Sogar vor Gericht bekam ich keine Antwort darauf, warum ich ausgerastet bin. Mrs. Foley, ich weiß nicht, wie es kam, dass ich auf Charlotte eingestochen habe und damit so vielen Menschen Leid zugefügt habe. Aber ich wünsche mir sehr, ich könnte das Vergangene ungeschehen machen. Es tut mir wirklich leid, Mrs. Foley. Es tut mir auch um Charlotte so leid. Sie sollte noch hier sein. Ich kann nicht mehr sagen, als dass es mir leid tut, Mrs. Foley. Ich wünschte mir, ich könnte mehr tun, um Ihnen zu beweisen, wie sehr mir das leid tut. Mir geht das so furchtbar nach. Dieses ganze Drama war so unnötig. Bitte seien Sie nicht traurig, Mrs. Foley. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, wenn ich Ihnen schreibe. Ich hoffe, eines Tages können Sie wieder froh sein. Ich halte es nicht aus, dass ich der Mensch bin, der Sie so traurig und verzweifelt gemacht hat. Ich fühle mich total mies wegen dem, was ich Charlotte angetan habe. Es war so unfair. Ich wollte das alles gar nicht, wirklich nicht. Es tut mir leid, Mrs. Foley. Es ist so schwer, die richtigen Worte für jemanden zu finden, dem man so wehgetan hat, aber ich wollte einfach, dass Sie wissen, wie leid es mir tut. Ich verstehe es, wenn Sie mir nicht antworten, aber ich würde gern von Ihnen hören. Das würde mir ganz viel bedeuten. Ich wollte Ihrer Tochter nichts antun, Mrs. Foley.

Alles Liebe von Beatriz.

P.S. Ich würde alles tun, um Ihnen Charlotte wiederzubringen.

Auf die Frage, wie sie auf den Brief von Beatriz reagiert habe, kam Mary unwillkürlich auf das P.S. zu sprechen: »Na ja, da kann man einfach *überhaupt nichts* tun, um Charlotte

wiederzubringen.« Aber sie fügte hinzu, die Tatsache, dass sie diesen Brief erhalten habe (und seit damals schon viele weitere), habe ihr geholfen, sich »vor Augen zu halten, dass Beatriz ein Mensch ist, ein junger Mensch mit Gefühlen.«

Was die übrige Familie angehe, sagt Mary, habe jede und jeder seine eigene Art, mit Charlottes Tod klarzukommen. So erzählt sie zum Beispiel von ihrem Sohn Dion, »dass ihm der Gedanke der Vergebung völlig fremd ist«; ihr Mann Paul dagegen habe sich für das Vergeben entschieden.

Ein Großteil meiner riesigen Familie und meiner Freunde hält mich für verrückt. Ich spüre, dass sie mir das am liebsten sagen würden, aber sie tun es nicht, weil sie nicht meine Gefühle verletzen wollen. Auch wenn sie mich nicht offen kritisieren oder auch nur Unverständnis ausdrücken, höre ich das aus den Fragen heraus, die sie mir stellen. Aber letztlich kann mich keine Kritik der Welt daran hindern. Was mich motiviert – und was mich jeden Morgen aus dem Bett bringt – ist das Wissen, dass Gott mit meinem Leben etwas vorhat. Trotz all dem, was ich durchgemacht habe, glaube ich daran, dass Gott diese Tragödie zu seiner Verherrlichung verwenden kann. Wenn ich meine Geschichte erzähle und dann sehe, wie vielen Menschen plötzlich ein Licht aufgeht, weil sie erkennen, dass sie das Vergeben wählen können – dann motiviert mich das gewaltig. Dann wird ihnen klar, dass sie nicht ihr ganzes weiteres Leben in Bitterkeit gefangen und von ihr niedergedrückt sein müssen.

6 Barmherzigkeit erweisen

*Zwar magst Gerechtigkeit du fordern,
doch bedenke, dass auf dem Wege der Gerechtig-
keit keinem von uns das Heil erblüht. Sieh doch:
Wir beten um Barmherzigkeit, und wenn wir
darum beten, lehrt uns das, dass auch wir selbst
Barmherzigkeit erweisen sollen.*

W I L L I A M S H A K E S P E A R E

In seinem Roman *Too Late the Phalarope* schildert Alan Paton einen angesehenen Mann, der das begeht, was seine Gesellschaft als unverzeihliche Sünde ansieht: Ehebruch. Als die Affäre ans Licht kommt, ist die Familie des Mannes am Boden zerstört. Seine Freunde verlassen ihn, seine Verwandten verachten ihn und sein Vater stirbt vor Scham. Aber einen Nachbarn schmerzt das alles sehr: »Zu bestrafen und nichts wieder gut zu machen, das ist das größte aller Vergehen ... Wenn der Mensch Gottes Recht zum Strafen für sich in Anspruch nimmt, dann muss er auch Gottes Versprechen, alles wieder gut zu machen, auf sich nehmen.«

Dieses dornige Phänomen namens »Vergehen« offenbart mehr als alles andere den offensichtlichen Wider-

spruch des Geheimnisses, das wir Vergebung nennen. Den meisten von uns fällt es schon schwer, auch nur relativ leichten Groll zu überwinden, aber Wiedergutmachung oder Versöhnung (ganz gleich, wie man das nennt) – das verlangt nicht nur dies, sondern viel mehr: den aktiven Versuch, einen Menschen, den man viel lieber meiden möchte, wieder mit offenem Herzen aufzunehmen.

Eva Mozes Kor war eines der dreitausend Kinder, die Dr. Josef Mengele in Auschwitz als Versuchspersonen für seine grausamen medizinischen Experimente verwendete. Sie stellte sich wie David im 5. Kapitel dieses Buches die Frage: »Ist es möglich, Hitler und seinen Henkersknechten zu vergeben?« Eva fand auf diese Frage ihre eigene Antwort. 1995 gab sie in Auschwitz, also an der Stätte, an der ihre Eltern und 117 weitere Verwandte ermordet worden waren, die folgende Erklärung ab:

Fünfundzwanzig Jahre nach der Befreiung gebe ich, Eva Mozes Kor, nur in meinem Namen Amnestie allen Nazis, die an der Ermordung meiner Familie und Millionen anderer direkt oder indirekt beteiligt waren. Weil es Zeit ist zu vergeben, aber nicht zu vergessen.

Evas Weg zur Vergebung hatte 1944 begonnen, als sie zusammen mit ihren Eltern, zwei älteren Schwestern und einer Zwillingsschwester in einem überfüllten Viehwagon in Auschwitz angekommen war.

Als wir auf die Betonrampe heruntergestiegen waren, ergriff meine Mutter sofort meine Zwillingsschwester und mich an der Hand, in der Hoffnung, uns irgendwie schützen zu können. Indes Miriam und ich uns an die Hand unserer Mutter klammerten, rief ein vorbeieilender SS-Mann: »Zwillinge! Zwillinge!« und riss ohne

weitere Warnung oder Erklärung Miriam und mich von der Mutter weg. Ich entsinne mich, wie ich zurückschaute und sah, wie meine Mutter mit verzweifelt ausgestreckten Armen von einem SS-Mann in die entgegengesetzte Richtung fortgezerrt wurde. Ich konnte nie »Auf Wiedersehen« zu ihr sagen. Das alles dauerte kaum eine halbe Stunde. Miriam und ich hatten keine Familie mehr. Wir waren allein.

Man brachte uns in eine Baracke voller Mädchen, lauter Zwillingen zwischen ein und 13 Jahren. Nach dem Abendessen erklärten uns zwei Mädchen alles über das Lager. Da erfuhren wir von den hohen, rauchenden Kaminen und den glühenden Flammen, die hoch aus ihnen hinausschlugen. Wir erfuhren, dass man uns nur deshalb am Leben lasse, weil Dr. Mengele uns für seine Experimente brauchte.

Bevor wir zu schlafen versuchten, gingen Miriam und ich zur Latrine am Ende der Baracke. Dort lagen auf dem schmutzigen Boden die Leichen von drei Kindern. Ihre Körper waren nackt und schrumpelig und ihre weit aufgerissenen Augen starrten mich an. Damals und an dieser Stelle schwor ich mir insgeheim: »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um zu verhindern, dass Miriam und ich auf diesem schmutzigen Latrinensboden enden.« Von diesem Augenblick an konzentrierte ich alle meine Bemühungen, alle meine Talente und mein ganzes Dasein nur noch auf eines: auf das Überleben.

Nichts auf der Erde kann einen Menschen auf einen Ort wie Auschwitz vorbereiten. Mengele verwendete bei seinen tödlichen Experimenten rund 1500 verschiedene Versuchsanordnungen. Man schätzt, dass weniger als 200 Menschen sie überlebten. Ich wurde nach einer Injektion in Mengeles Labor sehr krank. Bei der nächsten Untersuchung im Labor maßen sie mein Fieber und ich wurde ins Krankenhaus gebracht. Ein Team von Dr. Mengele und vier anderen Ärzten sah sich meine Fieberkurve

an und sie erklärten hierauf: »Sie lebt nur noch zwei Wochen.«

Die Ärzte wollten mich nicht heilen. Sie wollten mich tot sehen. Ich weigerte mich, ihren Urteilsspruch zu akzeptieren. In der Krankenhausbaracke bekamen wir kein Essen und keine Medikamente. Die Menschen wurden in diese Baracke zum Sterben oder zum Warten auf einen Platz in der Gaskammer gebracht. Ich redete mir ständig ein: »Ich muss am Leben bleiben. Ich muss am Leben bleiben.« Nach drei Wochen war meine Temperatur wieder normal. Wäre ich gestorben, so hätte Mengele Miriam mit einer Herzinjektion getötet und an unseren Leichen vergleichende Untersuchungen angestellt. Auf diese Weise starben die meisten Zwillinge. Dreimal wöchentlich gingen wir zu Experimenten ins Hauptlager von Auschwitz. Diese dauerten sechs bis acht Stunden. Wir mussten nackt in einem Raum sitzen. Jeder Teil unseres Körpers wurde vermessen, abgetastet, mit Aufzeichnungen verglichen und fotografiert. Dreimal in der Woche gingen wir ins Blutlabor. Dort spritzte man uns Keime und Chemikalien und nahm uns eine Menge Blut ab. Ich glaube, die Nazis wollten herausfinden, wie viel Blut ein Mensch verlieren kann, bis er stirbt. An einem weiß verschneiten Tag, dem 27. Januar 1945, vier Tage vor meinem 11. Geburtstag, wurde Auschwitz von den Sowjets befreit und wir kamen frei. Wir lebten noch. Wir hatten überlebt. Wir waren stärker als das unglaublich Böse gewesen.

Aber die Experimente von Auschwitz konnten die beiden Schwestern nicht so leicht hinter sich lassen. Sie gingen nach Israel und heirateten schließlich. Eva heiratete einen anderen jüdischen Überlebenden des Holocausts und sie wanderten nach Amerika aus.

Nachwirkungen von Auschwitz waren ein ständiger Bestandteil meines Lebens, aber bis 1978 sprach ich nicht

offen über meine Erfahrungen. In diesem Jahr gab es dann eine Fernsehserie über den Holocaust. Ich wurde dafür über die Experimente befragt, aber ich konnte mich nicht mehr an viel erinnern.

Eva begab sich auf die Suche nach anderen Zwillingen, die überlebt hatten, und zusammen mit ihrer Schwester gelang es ihr, 122 weitere Einzelpersonen ausfindig zu machen. Als Miriams Nieren infolge der Experimente zu versagen begannen und ihr die Ärzte nicht mehr helfen konnten, weil sie nicht wussten, welche Krankheiten ihr eingepflicht worden waren, beschloss Eva, sich genauer darüber kundig zu machen, was sich in den medizinischen Laboratorien von Auschwitz tatsächlich abgespielt hatte. 1993 starb Miriam, und nur wenige Wochen danach machte sich Eva auf den Weg zurück in das Land ihrer Alpträume. Sie wollte dort einen deutschen Arzt aufsuchen, nämlich Hans Münch, der in Auschwitz als Kollege von Dr. Mengele gearbeitet hatte. Von ihm hoffte sie Genaueres über Mengeles Experimente zu erfahren.

Ich hatte große Angst, als ich bei ihm ankam, aber er behandelte mich mit ungeheurem Respekt. Ich fragte ihn, ob er die Gaskammern gesehen habe. Er sagte, das sei ein Alptraum, der ihn tagtäglich verfolge. Darüber dachte ich einen Augenblick nach und dann sagte ich zu ihm: »Dr. Münch, ich habe eine große Bitte an Sie. Könnten Sie mich bitte im Januar 1995 nach Auschwitz begleiten? Dort begehen wir den fünfzigsten Jahrestag der Befreiung von Auschwitz. Unterschreiben Sie doch dort in den Ruinen der Gaskammern und in Gegenwart von Zeugen dessen, was Sie mir erzählt haben, ein Dokument darüber.« Er sagte mir das zu.

Ich fuhr wieder heim und war hoch befriedigt darüber, dass ich ein Dokument über die Gaskammern in Auschwitz

bekommen würde – ein Dokument, das mir helfen würde, gegen die Revisionisten anzugehen, die behaupten, es habe nie Gaskammern gegeben.

Ich überlegte mir, wie ich mich bei Dr. Münch dafür bedanken könnte. Da fiel mir eines Tages ein: »Wie wäre es mit einem Brief, mit dem ich ihm sage, dass ich ihm vergebe?« Mir war sofort klar, dass er sich darüber freuen würde. Zudem ging mir auf, dass ich die Kraft zum Vergeben hatte. *Niemand* konnte mir diese Kraft geben und *niemand* konnte sie mir nehmen.

Ich begann meinen Brief an Dr. Münch aufzusetzen und bat Freunde, die im Schreiben besser sind als ich, ihn zu korrigieren. Einer von ihnen stellte mir die Frage: »Wärst du bereit, auch Dr. Mengele zu vergeben?« Ich dachte darüber nach und kam zum Schluss, dass ich das könnte. Und wenn ich schon Mengele vergeben konnte, dann könnte ich eigentlich auch allen vergeben. Ich hatte keine Ahnung, was ich da tat. Ich wusste nur, dass es mir innerlich ein gutes Gefühl gab, dass ich diese Kraft hatte.

Im Januar 1995 kamen meine Kinder, meine Freunde und ich und Dr. Münch mit seinen Kindern und einer Enkelin nach Auschwitz. Wir standen an den Ruinen einer der Gaskammern. Dr. Münch verlas sein Dokument und unterschrieb es. Ich verlas meine Amnestieerklärung und unterzeichnete sie. Dabei empfand ich, dass eine gewaltige Last von meinen Schultern fiel. Ich war nicht länger ein Opfer von Auschwitz. Ich war nicht mehr Gefangene meiner tragischen Vergangenheit. Ich war endlich ganz frei. Daher sage ich jedem: *Vergib auch deinem schlimmsten Feind. Das heilt deine Seele und macht dich frei.*

An dem Tag, an dem ich den Nazis vergab, vergab ich auch meinen Eltern, dass sie mich nicht vor meinem Schicksal in Auschwitz bewahrt hatten und ich vergab auch mir selbst, dass ich meine Eltern deswegen gehasst hatte.

Eva wurde von vielen kritisiert, die ihre Handlungen nicht verstehen oder akzeptieren konnten, darunter auch von vielen, die ebenso wie sie Auschwitz überlebt haben. Aber sie besteht darauf, dass das Opfer das Recht zum Vergeben habe.

Manche Überlebende wollen ihren Schmerz einfach nicht loslassen. Sie nennen mich eine Verräterin und werfen mir vor, in ihrem Namen zu sprechen. Das habe ich nie getan. Vergebung ist so persönlich wie die Chemotherapie. Man kann sie nur selbst machen.

Eva blieb auch unerschütterlich bei ihrer Überzeugung, als 2001 der »Spiegel« berichtete, Münch habe sich wenige Wochen vor seinem Tod einem Reporter gegenüber über sie als einen »pathologischen Fall« lustig gemacht und sich geweigert, wegen seiner Rolle in Auschwitz Reue zu bekunden. Eva bestand darauf, dass die Vergebung gerade deswegen so mächtig sei, weil sie nicht vom Täter abhängt:

Vergeben ist ein Geschenk der Freiheit von den Schmerzen der Vergangenheit. Dementsprechend hat der Prozess viel mehr mit dem Opfer zu tun als mit dem Täter.

Wenn Eva ihren Peinigern vergibt, heißt das keineswegs, dass sie deren Taten entschuldigt. Sie ist durch die Welt gereist, um das Bewusstsein dafür, was in Auschwitz geschah, zu schärfen. Und sie hat sich auf die Suche nach anderen Zwillingen begeben, die Mengele überlebten. Dabei hat sie über 12 000 Briefe verschickt, um Mitüberlebende zu finden; und sie hat in Terre Haute in Indiana ein Holocaust-Museum eröffnet, in dem sie persönlich Schulklassen empfängt und ihnen von ihren Erfahrungen erzählt.

Ich hoffe, dass ich auf meine bescheidene Weise der Welt eine Botschaft der Vergebung senden kann, eine Botschaft der Hoffnung, eine Botschaft der Heilung.

Lasst keine Kriege mehr zu, keine Experimente mehr ohne informierte Zustimmung, keine Gaskammern mehr, keine Bomben, keinen Hass, kein Töten, kein weiteres Auschwitz.

Ende Juli 2009 erhielt Eva einen Brief von Klaus, einem inzwischen alten Mann, der in der Nähe von Stuttgart lebt und in seiner Jugend glühender Nazi war. Klaus schrieb ihr von seiner tiefen Scham über die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in Auschwitz und an vielen anderen Orten geschahen. Er habe den dringenden Wunsch, etwas zum Leben der Menschen beizutragen, die unter der Nazi-herrschaft hatten leiden müssen. Eva schrieb ihm zurück:

Ich habe Ihren Brief erhalten und ersehe daraus, dass Sie ein ehemaliger Nazi sind, der seine Taten bereut. Sie schreiben, dass Sie alles tun wollen, worum ich Sie bitten werde.

Zunächst vergebe ich Ihnen alles, was immer Sie getan haben, und das tue ich nur in meinem eigenen Namen. Ich bitte Sie zudem, sich selbst alles Schlimme zu vergeben, das Sie getan haben, denn solange Sie noch mit sich selbst hadern und alle Ihre Energie auf das Schlechte konzentrieren, das Sie getan haben, können Sie sich nicht auf gute Gedanken und Taten konzentrieren. Sie können nicht nach zwei Seiten gleichzeitig gehen. Wenn Sie es doch versuchen, dann sind Sie nicht glücklich und können kein guter Mensch werden.

Zweitens bitte ich Sie, Hitler alles Schlechte zu vergeben, das er Ihnen angetan hat, alles Schlimme, das er nach Deutschland gebracht hat, und alles Leid, das er Deutschland und dem deutschen Volk zugefügt hat. Wenn Sie Hitler und sich selbst vergeben, sollten gleichzeitig Sie und jeder Deutsche, ja jedes Wesen im Universum stillschweigend geloben: »Ich will nie mehr zulassen, dass etwas derart Böses an die Macht kommt,

und ich will gegen alles Böse aufstehen, wo immer es geschieht.«

Es ist meine Aufgabe, Ihre Aufgabe, die Aufgabe jedes Menschen, unseren Kindern und Enkeln beizubringen, gegen alles Böse aufzustehen, wo immer es geschieht. Und falls es uns nicht gelingt, es zu verhindern, dann sollten wir ihnen beibringen, wie man durch Vergebung heilen und denen vergeben kann, die das Böse begehen. Vergeben bedeutet Kraft schöpfen, bedeutet Freiwerden von der Vergangenheit, und es bedeutet Heilung. Sie bedürfen der Heilung, Deutschland bedarf der Heilung, die ganze Welt bedarf der Heilung. Bitte versprechen Sie mir, dass Sie sich selbst heilen, und setzen Sie die Energie, die Sie bisher darauf verwendet haben, sich schuldig zu fühlen, dafür ein, sich selbst durch Vergeben zu heilen und der Welt beizubringen, wie man heilt.

Als am 3. Februar 1998 in Huntsville, Texas, die berüchtigte »Spitzhacken-Mörderin« Karla Faye Tucker hingerichtet wurde, hielten kleine Trüppchen von Protestlern gegen die Todesstrafe vor dem Gefängnis eine Kerzenlicht-Nachtwache. Aber eine sehr viel größere Menschenmenge hatte sich dort versammelt, um ihren Tod zu bejubeln. Auf einem Stück Karton, das ein Mann hochhielt, stand: »May heaven help you. It's sure as hell we won't!« – »Der Himmel mag dir helfen. Sicher wie die Hölle ist: Wir tun's nicht!« Das sagte alles.

Doch im Gefängnis betete ein Mann namens Ron Carlson für Karla – nicht im Zeugenraum für die Familien ihrer Opfer, wo er hätte sein können, sondern in dem für die Familie der Mörderin vorgesehenen Raum.

Es war zwei Jahre her, seit ich Ron kennengelernt und von seinem bemerkenswerten Weg vom Hass zur Versöhnung

erfahren hatte; aber was er mir erzählt hat, ist mir noch so lebendig in Erinnerung, als wäre es gestern gewesen:

Kurz nachdem ich um fünf Uhr nachmittags von einem schweren Arbeitstag heimgekommen war – es war der 13. Juli 1983 –, klingelte das Telefon. Es war mein Vater. Er sagte: »Ronnie, komm gleich ins Geschäft herüber. Wir glauben, dass deine Schwester ermordet worden ist.« Ich war am Boden zerstört. Ich konnte das nicht glauben. Ich konnte es noch nicht einmal glauben, als ich im Fernsehen sah, wie ihr Leichnam aus einer Wohnung getragen wurde.

Deborah war meine Schwester, die mich aufgezogen hatte. Meine Eltern hatten sich scheiden lassen, als ich noch sehr klein war, und meine Mutter starb, als ich sechs war. Ich hatte keine Brüder – nur diese eine Schwester. Und so war Deborah für mich etwas ganz, ganz Besonderes.

Deborah sorgte dafür, dass ich immer etwas zum Anziehen hatte und dass immer Essen auf den Tisch kam. Sie half mir bei den Hausaufgaben und gab mir eins auf die Finger, wenn ich etwas falsch machte. Sie wurde meine Mutter.

Jetzt war sie tot, mit Dutzenden von Stichwunden am ganzen Körper. Die Spitzhacke, die sie verursacht hatte, hatte am Schluss in ihrem Herzen gesteckt. Deborah war kein Mensch, der Feinde gehabt hätte. Sie war einfach zur falschen Zeit am falschen Platz gewesen. Die Mörder waren gekommen, um aus dem Haus, in dem sie sich gerade aufhielt, Motorradteile zu stehlen, und als sie auf Jerry Dean stießen – den jungen Mann, mit dem sie zusammen war –, hackten sie ihn zu Tode. Sie standen schwer unter Drogen. Dann entdeckten sie Deborah, und so mussten sie auch sie töten ...

Durch Houston ging ein Aufschrei. Schlagzeilen verkündeten die blutrünstigen Einzelheiten des Verbrechens. Die

ganze Stadt lebte in Angst. Einige Wochen danach wurden die Mörder – zwei Drogensüchtige namens Karla Faye Tucker und Daniel Ryan Garret – von Verwandten angezeigt. Sie wurden verhaftet und vor Gericht gestellt und beide zum Tod durch eine Gift-Injektion verurteilt. (Daniel starb im Gefängnis vor seiner Hinrichtung.) Aber für Ron bedeutete das immer noch keine Erleichterung.

Ich war natürlich froh, dass sie geschnappt waren, aber ich wollte sie eigenhändig umbringen. Ich war von blankem Hass erfüllt und ich wollte mich rächen. Ich wollte diese Spitzhacke in Karlas Herz rammen, genau wie sie sie ins Herz meiner Schwester gerammt hatte.

Ron erzählte, schon vor dem Tod seiner Schwester habe er Alkoholprobleme gehabt und Drogen genommen, aber nach ihrem Tod sei er mehr denn je darauf verfallen. Ein Jahr danach wurde sein Vater erschossen.

Ich war oft betrunken und oft high, mit LSD, Marihuana oder was immer ich kriegen konnte, und das, so oft es ging. Ich hatte auch viel Streit mit meiner Frau. Ich war voller Wut. Ich hätte mich sogar am liebsten selbst umgebracht ...

Aber eines Nachts hielt ich das alles einfach nicht mehr aus. Ich glaube, ich war an den Punkt gekommen, an dem ich wusste: Ich muss gegen den Hass und die Wut, die sich in mir angestaut haben, etwas tun. Es war so schlimm geworden, dass ich nur noch alles zerstören und Menschen umbringen wollte. Ich war auf den gleichen Weg geraten wie die Leute, die meine Schwester und meinen Vater umgebracht hatten. Und da schlug ich, ich weiß nicht warum, die Bibel auf und begann zu lesen.

Es war wirklich verrückt. Ich war high – ich rauchte Joints und las das Wort Gottes! Aber als ich an die Stelle kam, wo sie Jesus kreuzigten, klappte ich das Buch zu.

Aus irgendeinem Grund packte mich das wie nie zuvor: Mein Gott, sogar Jesus hatten sie umgebracht!

Dann ging ich auf die Knie – das hatte ich vorher noch nie getan – und bat Gott, in mein Leben zu kommen und aus mir die Art Mensch zu machen, wie er mich haben wollte, und der Herr meines Lebens zu sein. Das ist im Wesentlichen das, was in dieser Nacht passierte.

Später las ich weiter, und eine Zeile aus dem Vater-unser – die Zeile »vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern« – sprang mich daraus an. Ihr Sinn schien klar zu sein: »Dir wird erst vergeben, wenn du selbst vergeben hast.« Ich entsinne mich, wie ich mir selbst sagte: »Das kann ich nie. Nie könnte ich das«, und es war, als gebe mir Gott direkt zur Antwort: »Doch, Ron, du *kannst* das. Mit meiner Hilfe kannst du das.«

Wenig später unterhielt ich mich am Telefon mit einem Freund, und der fragte mich, ob ich wisse, dass Karla jetzt in der Stadt sei, im Gefängnis des County Harris. Und er fügte hinzu: »Du solltest jetzt hingehen und ihr gründlich deine Meinung sagen.« Dieser Freund wusste allerdings nicht, was in meinem Inneren vorgegangen war und ich sagte es ihm auch nicht. Aber ich beschloss, Karla zu besuchen.

Ich ging also hin, und als ich ihr gegenüberstand, sagte ich, ich sei Deborahs Bruder. Zuerst sagte ich gar nichts weiter. Sie sah mich an und fragte: »Wer sind Sie?« Ich sagte das gleiche noch einmal. Sie starrte mich immer noch an, als könne sie gar nicht glauben, was sie da hörte. Dann begann sie zu weinen.

Ich sagte: »Karla, wie immer jetzt alles weitergeht, ich möchte Ihnen jedenfalls sagen, dass ich Ihnen vergebe und nichts gegen Sie habe.« In diesem Augenblick waren mein ganzer Hass und meine Wut weg. Es war, als sei mir ein Riesengewicht von den Schultern gefallen.



Karla Faye Tucker

Ron erzählte weiter, er habe ausführlich mit Karla gesprochen und im Lauf dieses Gesprächs erfahren, dass auch sie erst vor Kurzem zum Glauben an Gott gekommen sei und ihr Glaube ihre ganze Lebenseinstellung verändert habe. Da habe er den Entschluss gefasst, wiederzukommen und sie noch genauer kennenzulernen:

Zuerst hatte ich bloß hineingehen, ihr vergeben und mich dann wieder verabschieden wollen, aber nach diesem ersten Besuch musste ich unbedingt wieder hin. Ich wollte herausfinden, ob sie es mit diesem christlichen Weg ernst meinte, von dem sie behauptete, dass sie ihn jetzt eingeschlagen habe. Zudem wollte ich herausfinden, warum Menschen töten; warum sie sich gegenseitig umbringen. Das habe ich nicht herausgefunden, aber dass Karla es ernst meinte, das merkte ich. Durch sie wurde mir klar, dass Menschen sich ändern *können* und dass es Gott wirklich gibt.

Karlas Mutter war Prostituierte und drogenabhängig gewesen und sie hatte ihre Tochter schon früh in das alles eingeführt. Karla nahm schon mit zehn Drogen. Erst im Gefängnis gab sie ihrem Leben eine ganz andere Richtung – und das dank eines Seelsorgedienstes im Bezirksgefängnis, der sich um die Frauen kümmert, kostenlos Bibeln an sie verteilt und ihnen hilft, einen Lebensinhalt zu finden.

Im Lauf der folgenden zwei Jahre besuchte Ron Karla in der Todeszelle regelmäßig ungefähr alle zwei Monate und

er schrieb ihr auch Briefe. Bald waren sie eng befreundet. Er erinnert sich:

Die Leute konnten das einfach nicht verstehen. Sie sagten, offenbar sei ich nicht mehr ganz richtig im Kopf. Ich sollte doch diesen Menschen, der Deborah ermordet hatte, eher hassen, statt ihm Sympathie zu schenken. Eine Verwandte sagte zu mir, dass ich mit der Art, wie ich mich aufführte, das Andenken meiner Schwester entehrte und diese sich sicher im Grab umdrehe. Und ein anderer Verwandter erklärte an dem Tag, an dem Karla hingerichtet werden sollte, öffentlich, wie glücklich er und seine Familie seien, zu wissen, dass sie jetzt bald tot sei. Er sagte: »In Texas gibt es das Sprichwort: *What goes around, comes around* – Was man sät, wird man ernten.«

Karla selbst war von Rons Einstellung ihr gegenüber völlig verblüfft. Kurz vor ihrer Hinrichtung sagte sie zu einem holländischen Fernsehteam, das sie interviewte: »Es ist unglaublich. Nur zum Staunen. Vergeben ist das eine. Aber noch weiter gehen und mich mögen – aktiv mich lieben ...?« Wenn schon, dann fiel es ihr leichter, die Tausende von Texanern zu verstehen, die ihren Tod wollten:

Ich kann ihre Wut verstehen. Wer müsste da keine Wut haben? Das ist Ausdruck ihrer Verletzung und ihrer Schmerzen. Und ich weiß, dass viele meinen, ich hätte keine Vergebung verdient. Aber wer *verdient* sich die schon? Mir ist ein neues Leben geschenkt worden und die Hoffnung – die Verheißung –, dass dies nicht die letzte Wirklichkeit ist.

Karla ging tapfer in den Tod. Lächelnd machte sie ihre letzte Aussage: »Mir tut alles so leid ... Ich hoffe, Gott schenkt euch allen durch das hier den Frieden« – und sie summte vor sich hin, als sie auf die Bahre geschnallt wurde und die tödlichen Chemikalien gespritzt bekam.

Ron ist überzeugt davon, dass es nutzlos war, sie hinzurichten:

Es bringt einfach grundsätzlich nichts Gutes, wenn man jemanden tötet. Das macht unsere Straßen nicht sicherer. Damit vermehrt man bloß die Zahl der Opfer. Gewiss, mir fehlt meine Schwester. Aber mir fehlt auch Karla.

7 Wenn Versöhnung nicht möglich ist

Es kann unendlich viel schlimmer sein, wenn man sich weigert, jemandem zu vergeben, als wenn man jemanden umbringt. Letzteres mag im Affekt geschehen; das erstere dagegen ist eine kalte und bewusste Entscheidung des Herzens.

G E O R G E M A C D O N A L D

Als Cara entdeckte, dass ihr Mann Frank ihre Tochter belästigte, war sie vor Schock und Wut ganz außer sich. Aber nachdem sie sich mit ihm auseinandergesetzt und Schritte unternommen hatte, um zu gewährleisten, dass dieses Verhalten nicht mehr weiterging, beschloss sie, bei ihm zu bleiben. Zum einen wollte sie ihm glauben, als er ihr feierlich versprach, es werde nie mehr vorkommen; und zum andern war ihr der Gedanke unerträglich, ihn zum Auszug auffordern zu müssen. Aber die Familie brach trotzdem auseinander.

Ich strauchelte am Rand der Verzweiflung entlang. Frank war für mich ein Fremdling geworden. Das Leben mit ihm war mir zur Hölle geworden, in der ich nicht mehr länger leben konnte. Wir blieben noch ungefähr ein Jahr

zusammen und kämpften um den Wiederaufbau unserer Beziehung – oder jedenfalls darum, dass sie nicht weiter zerfiel –, aber das half alles nichts.

Schließlich verließ ich Frank und zog zusammen mit meinen Kindern in meine alte Heimatstadt. Ich war wütend, verletzt, voller Hass, fühlte mich abgestoßen, verzweifelt, zornig, erniedrigt – und selbst diese lange Reihe von Eigenschaftswörtern kann nicht ausdrücken, was ich empfand. In meinem Herzen tobte eine Schlacht.

Diese Schlacht war die: Tief innen hatte ich das Gefühl, ich sollte Frank vergeben. Ich wollte das auch aufrichtig tun. Aber wie hätte ich mein Vergeben praktisch zum Ausdruck bringen sollen? Und wie hätte ich das tun können, wenn er so wenig Reue an den Tag legte?

Ich wollte ihm durchaus nicht ewig nachtragen, was er getan hatte. Ich hatte ihm, als ich ihn verließ, gesagt, ich könne es niemals mehr zulassen, dass unsere Kinder bei ihm blieben. Aber abgesehen davon gab es anscheinend nichts anderes mehr, was ich hätte tun können. Ich konnte nur noch die Tatsache akzeptieren, dass mit unserer Ehe Schluss war, und Ja zur Scheidung sagen.

Das war kein leichter Kampf. Er geht immer noch weiter, denn ich erlebe die Auswirkungen des Missbrauchs und der Trennung auf unsere fünf Kinder weiterhin mit. Ich habe auch entdeckt, dass Vergebung nicht eine einmalige Angelegenheit ist – man muss sie immer und immer wieder erneuern. Zuweilen bezweifle ich, ob ich Frank überhaupt vergeben habe. Den Kampf darum muss ich erst noch mit Erfolg bestehen. Aber ich weiß immerhin: Das Böse, das er mir angetan hat, kann mich letztlich nicht umbringen.

Esther, eine langjährige Bekannte von mir, verlor ihren Verlobten zehn Tage vor ihrem Hochzeitstermin. Er ließ sie einfach sitzen. Von da an sah sie ihn nie mehr wieder. Sie

waren über ein Jahr lang verlobt gewesen. Ihre Beziehung hatte zwar gelegentlich etwas gekriselt, aber dieses Mal war sie sicher gewesen, dass sich alles zum Guten entwickeln würde. Sie war sehr in ihn verliebt und schon ganz aufgeregt. Endlich war sie mit der Krankenpflegeschule fertig. Auch ihr Hochzeitskleid war schon genäht. Doch dann fiel alles auseinander:

Mein Verlobter hatte mir eröffnet, dass er mich hintergangen habe. Es gebe aus seiner Vergangenheit immer noch Dinge, die unserer Eheschließung im Weg stünden. Er lief dann vor allem davon, statt sich mit seinen Problemen auseinanderzusetzen. Das war das Schlimmste. Ich war am Boden zerstört. Ich weinte tagelang. Mein Herz war jahrelang gebrochen. Ich machte mir wegen seiner Unaufrichtigkeit selbst Vorwürfe und verbitterte.

Dreißig Jahre danach ist Esther immer noch Single, aber sie ist nicht mehr verbittert. Obwohl sie es ihm nicht sagen kann, hat sie ihrem Verlobten aufrichtig und vollständig vergeben. Und obwohl es ihr zuweilen immer noch weh tut, dass aus ihrer Ehe nichts geworden und ihre große Liebe verlorengegangen ist, hat sie ihre Erfüllung in etwas anderem gefunden: Sie hilft anderen Menschen und ist für sie da: für Alte und Kranke, schwangere Mütter und behinderte Kinder. Sie ist glücklich und voller Energie und viel zu beschäftigt, um noch Zeit für Selbstmitleid zu haben, und wenn überhaupt, kennen nur wenige ihrer Freunde ihre Vergangenheit.

Da ich Single bin, kann ich Dinge tun, für die eine vielbeschäftigte Ehefrau und Mutter gar keine Zeit und Kraft hätte. Wann und wo immer ich gebraucht werde, kann ich mich voll und ganz einbringen. Und ich habe schon so viele Kinder betreut und geliebt, wie ich das

sonst nie hätte tun können. Aber bevor ich mich auf all das einlassen konnte, hatte ich damit aufhören müssen, um mich und meinen Verlust zu kreisen. Zuerst hatte ich vergeben müssen.

Anne Coleman, deren Geschichte ich im ersten Kapitel erzählte, kam nach der Ermordung ihrer Tochter Frances und dem anschließenden Tod ihres Sohnes Daniel, der mit dem Tod seiner Schwester nicht fertig wurde, zu einem ähnlichen Schluss. Diese doppelte Tragödie schien sie zwar völlig aus jeder »normalen« Lebensform einer Mutter herausgerissen zu haben, aber sie war fest entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Statt ihre eigenen Wunden zu pflegen, kümmert sie sich heute um die Wunden anderer Menschen. Ja, mit ihrer Arbeit als ehrenamtliche Beraterin für Menschen in den Todeszellen von Delaware tut sie jetzt viel mehr als das.

Annes Engagement für Häftlinge ergab sich aus ihrer Begegnung mit Barbara Lewis, deren Sohn zum Tod verurteilt worden war. Nachdem sie gemeinsam mit ihr diesen jungen Mann besucht hatte, fing sie an, auch andere Häftlinge zu besuchen:

Billy lernte ich folgendermaßen kennen. Ihn kam niemand besuchen und er war sehr einsam. Mir kommen heute noch die Tränen, wenn ich daran denke, wie er erhängt wurde; wie sie ihn in diesem heulenden Wind mindestens eine Viertelstunde lang unter dem Galgen stehen ließen, weil sie noch auf die Zeugen warteten. Nach dieser Hinrichtung meinte ich, ich könnte nicht mehr weitermachen.

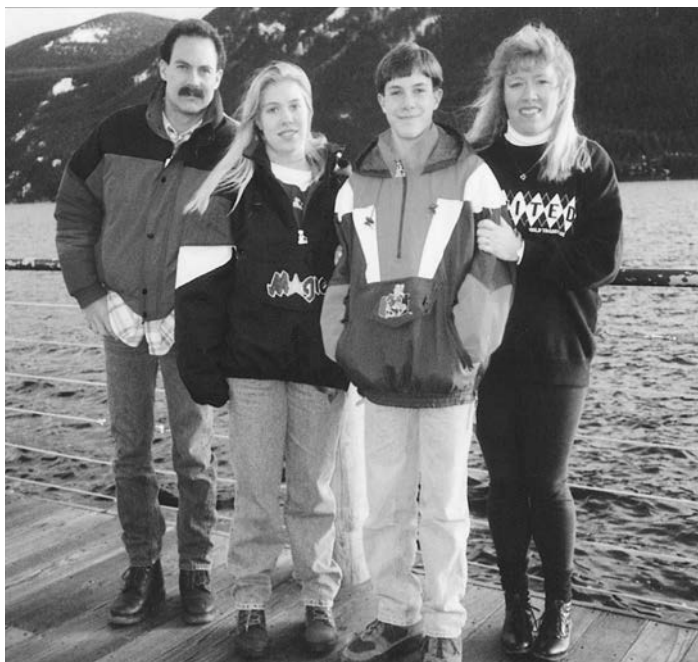
Dann lernte ich einen kleinen Jungen namens Marcus kennen. Sein Vater sitzt auch in der Todeszelle. Er hat keine Mutter und hat seine beiden Schwestern verloren,

und jetzt hat er Alpträume wegen der Vorstellung, dass er auch noch seinen Vater verlieren wird ...

Ich weiß, dass es mir meine Tochter nicht zurückbringt, wenn ich jemanden hasse. Zudem weiß ich sowieso gar nicht, ob ich jemals den Menschen finden werde, der sie getötet hat. Aber irgendwie muss man Heilung finden, und ich habe sie dadurch gefunden, dass ich Menschen wie Barbara und Marcus helfe. Dass ich ihnen geholfen habe, hat mir mehr Heilung gebracht, als ich mir je hätte vorstellen können.

Am 20. April 1999 verloren Brad und Misty Bernall aus Littleton, Colorado, ihre Tochter durch eine Schießerei in der Schule. Sie fand dabei zusammen mit vierzehn Klassenkameraden den Tod. Die Bernalls werden wohl genau wie Anne den Tod ihrer Tochter nie ganz verkraften können. Das wäre geradezu unnatürlich, denn die Erinnerung an ein Kind wollen Vater und Mutter ein Leben lang aufrechterhalten. Auch sind sie noch nicht so weit, aus tiefstem Herzen »ich vergebe« sprechen zu können. Dennoch »arbeiten wir daran«, wie Misty sagt, statt dass sie auf Rache aus sind.

Was Brad und Misty zusetzt, ist das Wissen, dass der Mörder ihrer Tochter womöglich hätte zurückgehalten werden können, wenn Eltern, Gerichtsbehörden und Schulverwaltung früher eingeschritten wären. Aber während andere Familien im Land, die Opfer von Schießereien in Schulen zu beklagen haben, Anwälte angeheuert, Anklagen eingereicht und sich auf erbitterte Wortgefechte darüber eingelassen haben, wer am Tod ihrer Kinder schuld ist, haben es die Bernalls abgelehnt, bei diesen erbitterten Auseinandersetzungen mitzumachen. In einem Buch, das Misty ungefähr sechs Monate nach dem Tod ihrer Tochter schrieb, formulierte sie es so:



Brad und Misty Bernall mit Cassie und Chris

Wut ist eine destruktive Emotion. Sie frisst einem jeden Frieden weg, den man noch hat. Am Schluss führt sie zu nichts anderem als noch größerem Schmerz, als man ihn am Anfang hatte. Zudem macht sie es anderen viel schwerer, einen zu trösten, denn man ist dann viel zu sehr damit beschäftigt, seinen Groll zu nähren. Es ist nicht so, als hätte ich die Keime dafür nicht auch in mir – aber ich lasse sie nicht von anderen begießen.

Dann gibt es da dieses ganze Thema Rache. Ich denke, es ist normal, dass ich am liebsten zurückschlagen möchte, sei es mittels eines Strafprozesses oder anderswie. Aber im Fall von Cassies Mördern könnten wir nie gegen andere Familien vorgehen. Selbst wenn wir sie verklagen und den Prozess gewinnen würden, brächte uns kein Geld der Welt unsere Tochter zurück.

Es ist ganz klar, dass nicht jede Geschichte ein sauberes Ende findet. Zuweilen töten Mörder sich selbst, wie es in Littleton geschah. Zuweilen werden sie nie gefasst, wie im Fall von Annes Tochter. Verlobte (und sogar Verheiratete) machen sich auf und verschwinden spurlos, und man hört nie mehr etwas von ihnen. Oder Menschen wie Cara fassen ihren ganzen Mut zusammen und stellen den Menschen, dem sie vergeben wollen, zur Rede, müssen aber feststellen, dass er seine Taten überhaupt nicht bereut. Wer solche offenen Wunden mit sich tragen muss, ist oft sein Leben lang davon gezeichnet.

Leider ist es öfters so, dass gerade diejenigen, die sich besondere Mühe um ein Wort der Entschuldigung geben, diesen Wunsch nie erfüllt bekommen; und solche, bei denen das Erlebte Jahr um Jahr weiterschwelt und wer danach dürstet, dass endlich der Gerechtigkeit Genüge getan wird, kann genauso enttäuscht werden. Aber alle Energie, die man in Bitterkeit investiert, ist immer verschwendet. Doch auch umgekehrt gilt es: Die Liebe eines vergebenden Herzens ist nie vergeudet. Sie kann das tiefste Loch ausfüllen und die tiefste Wunde heilen.

8 Vergebung im Alltag

*Wer liebt, ist grundsätzlich verwundbar.
Der einzige Ort außerhalb des Himmels,
wo man vor allen Gefahren und Störungen der
Liebe vollkommen sicher sein kann, ist die Hölle.*

C . S . L E W I S

Die meisten von uns werden vermutlich nie mit dem Anspruch konfrontiert werden, einem Mörder oder Vergewaltiger zu vergeben. Aber wir alle sehen uns täglich von der Notwendigkeit herausgefordert, unserem Partner oder einem unserer Kinder, Freunde oder Kollegen vergeben zu müssen – und das vielleicht viele Male am Tag. Das mag zwar weniger schwierig sein als das zuerst Genannte, aber es ist genauso wichtig. William Blake beschreibt in seinem Gedicht »Der giftige Baum«, wie schon der kleinste Groll seine Blüten treiben und tödliche Früchte zeitigen kann:

Ich war zornig auf den Freund,
Sprach's aus und mein Zorn gab Ruh'.
Ich war zornig auf den Feind,
Verschwieg's und mein Zorn nahm zu.

Und in Furcht begoss ich ihn
Und mit Tränen Tag und Nacht;
Und in Lächeln sonnt' ich ihn
Und in Listen falsch und sacht.

Und er wuchs bei Tag und Nacht
Und trug einen Apfel fein.
Und mein Feind sah seine Pracht,
Und er wusste, er war mein.

Und er stahl sich zu ihm, kaum
Dass gedunkelt war die Nacht:
Tot sah ich ihn unterm Baum,
Als ich morgens aufgewacht.

Die Samenkörner von Blakes Baum sind die winzigen alltäglichen Verärgerungen. Oft sind sie so klein, dass man sie kaum bemerkt, zumindest nicht gleich am Anfang. Aber selbst wenn man sie nicht bewusst nährt, schlagen sie im Lauf der Zeit Wurzeln. Aus diesem Grund ist es ganz wichtig, sogar die unbedeutendsten von ihnen schon gleich beim Aufkeimen auszu jäten, damit sie gar nicht erst weiterwachsen können.

Ich selber musste es schon früh in meinem Leben lernen, keinen Groll zu hegen. Meine Kindheit verlief größtenteils glücklich, aber auch mir blieben etliche lästige Erfahrungen nicht erspart. Ich war kränklich und die Ärzte stellten schon bald nach meiner Geburt bei mir »Hydrocephalus« fest (das ist »Wasser im Gehirn«). Ein Arzt eröffnete meiner Mutter, ich würde nie gehen können. Das stellte sich zwar als falsch heraus, denn mit zweieinhalb Jahren fing ich normal zu gehen an, aber später bekam ich von Klassenkameraden, die von meiner Krankheit erfuhren, den Spitznamen »Wasserkopf«. Das setzte meinen Eltern wahrscheinlich mehr zu als mir, aber auch ich litt darunter.

Als ich sechs war, musste man von meinem Bein einen großen Tumor entfernen. Das war die erste von vielen ähnlichen Operationen im Lauf der folgenden drei Jahrzehnte. Die Operation dauerte zwei Stunden, und tagelang schwebte über mir die Gefahr einer Infektion, denn das war zu einer Zeit, als es noch keine Antibiotika gab und wir in einer abgelegenen Gegend in Paraguay lebten. Nachdem mein Bein genäht war, musste ich vom Hospital aus zu Fuß nach Hause gehen, denn niemand gab mir Krücken und keiner bot mir eine Mitfahrmöglichkeit an. Ich habe noch heute das entsetzte Gesicht meines Vaters vor Augen, als er mich ins Haus hinken sah. Aber er sagte damals überhaupt nichts dazu.

Das war für meine Eltern typisch. Wir hörten sie nie schlecht über andere reden, und sie ließen das auch bei uns Kindern nicht zu. Wenn sie merkten, dass eines von uns schlecht behandelt worden war, sei es von einem Lehrer oder einem anderen Erwachsenen, mussten sie genau wie alle anderen Eltern mit ihren Gefühlen kämpfen. Aber sie vertraten immer die Ansicht, der einzig richtige Weg zur Überwindung der kleinen Kränkungen im Leben sei der, sie zu vergeben.

Als ich vierzehn war, siedelten wir in die Vereinigten Staaten über. Die Umstellung von einem Leben in einem Dorf in der südamerikanischen Wildnis zu einem Leben an einer High School in New York fiel mir sehr schwer. Das vielleicht größte Hindernis war für mich die englische Sprache, aber es gab auch andere Hürden zu überwinden: Ich kam mir unbeholfen und ungeschickt vor und obendrein war ich von Natur aus schüchtern. Kurz, ich hatte wenig Selbstvertrauen.

Jedes Kind möchte von seinen Altersgenossen anerkannt werden, und das war bei mir natürlich auch nicht

anders. Die andern sollten mich unbedingt akzeptieren, und deshalb fiel ich ganz aus meiner Art, nur um meinen neuen Klassenkameraden zu gefallen. Anfangs wurde ich gehänselt, vor allem vom Stärksten in der Klasse, einem ziemlichen Rabauken. Ich versuchte mich dagegen zu wehren, indem ich mit anderen hinter seinem Rücken über ihn spottete und ihm dann ins Gesicht lachte, wenn er wissen wollte, was wir besprochen hatten. Deswegen bekam ich einige blutige Nasen ab.

In meinen Zwanzigern musste ich mit viel schlimmeren Gefühlen des Abgelehntwerdens zurechtkommen, denn damals wandte sich meine Verlobte von mir ab und beendete unsere Beziehung. Ich hatte schwer damit zu kämpfen, über meine verletzten Gefühle hinwegzukommen und ihr zu vergeben, zumal ich keine Ahnung hatte, warum sie unsere Beziehung aufgekündigt hatte. Später kam ich zur Überzeugung, dass es an mir gelegen hatte, dass alles so schief gelaufen war, weil ich ein so unbeholfener Kauz gewesen war, und ich musste mir selbst vergeben.

Einige Jahre danach wurden meine Hoffnungen wieder zunichte, als eine andere Frau nach mehreren Monaten unsere Beziehung abbrach. Meine ganze Welt stürzte zusammen und ich versuchte, mir zu erklären, woran das lag. Was hatte ich falsch gemacht?

Dieses zweite Mal brauchte es noch länger, bis ich mich von meiner Enttäuschung erholen und mein Selbstvertrauen wieder finden konnte. Aber mein Vater versicherte mir, dass ich schon noch die richtige Frau finden würde, und wenige Jahre später zeigte sich, dass er Recht gehabt hatte.

Das vielleicht Schwierigste bei der Praxis der Vergebung im Alltag ist, dass sie uns abverlangt, uns ganz nüchtern der

Tatsache zu stellen, welche Gefühle wir den Menschen gegenüber haben, die wir am besten kennen. Es ist schon schwierig genug, einem Fremden zu vergeben, den wir womöglich nie mehr sehen werden, aber viel schwerer fällt es uns, einem Menschen zu vergeben, der unsere Liebe und unser Vertrauen hat. Unsere Familie, unsere Freunde, die Menschen, zu denen wir bei der Arbeit das engste Verhältnis haben – sie alle kennen nicht nur unsere Stärken, sondern auch unsere Schwächen, unsere Anfälligkeiten und Marotten. Wenn sie sich gegen uns wenden, verstört uns das oft ziemlich. Das passierte zum Beispiel Clare Stober, einer früheren Geschäftsfrau, die jetzt Mitglied unserer Kirche ist:

Bevor ich die Werbeagentur verließ, deren Mitbesitzerin ich war, und in einen anderen Staat zog, musste ich alles mit meinem Geschäftspartner regeln, mit dem ich seit zehn Jahren zusammengearbeitet hatte. Das war insofern kompliziert, als er und seine Frau früher sehr eng mit mir befreundet und fünfzehn Jahre lang Mitglieder der gleichen Kirchengemeinde wie ich gewesen waren. Aber im Lauf der Zeit hatten wir uns auseinandergelebt und ich hatte das Gefühl, dass ich nicht weiter mit ihnen zusammenarbeiten konnte.

Keiner unserer Berater wollte mir genau sagen, wie wir unser Betriebsvermögen gerecht aufteilen konnten. Ich wollte über das rein juristisch Faire hinausgehen – weil ich mein Gewissen mit nichts belasten wollte – und machte diesbezüglich einen Vorschlag, von dem ich meinte, er sei recht großzügig. Aber mein Partner sah das ganz anders und von dem Tag an, als ich ihm eröffnete, dass ich aus der Firma aussteigen wollte, redete er kein Wort mehr mit mir. Leider war das schon zwei Monate, bevor ich alles so geregelt hatte, dass ich meine Arbeit an jemand anderen übergeben konnte. So wurde dies eine lange, sehr mühsame

Übergangszeit, geprägt von eisigem Schweigen, Alleinsein und gelegentlichen heftigen Worten.

Als ich aufhörte, hatten wir immer noch keine Vereinbarung unterzeichnet. Wir hatten beiderseits Anwälte hinzugezogen, aber diese trübten das Wasser nur noch mehr. Ich hatte zur Einschätzung meines Angebots einen Gutachter von außen hinzuziehen wollen, aber mein Partner lehnte das ab und ließ sich stattdessen von einem Buchhalter beraten, mit dem wir seit sieben Jahren zusammengearbeitet hatten. Der hatte schnell gemerkt, dass seine Zukunft bei meinem Partner lag, der ja die Firma fortführte, und folglich half er ihm, mich meinen Ausstieg möglichst viel kosten zu lassen.

Es bedurfte einer ganzen Menge von Angeboten und Gegen-Angeboten, bis wir uns schließlich einigen konnten. Ich will hier nicht in die Details gehen; jedenfalls war das Ergebnis, dass ich auf die Hälfte der Einnahmen der Firma während des gesamten letzten Jahres, in dem ich allerdings nur noch bis Juni mitgearbeitet hatte, also von Januar bis Dezember, Steuern zahlen sollte, jedoch meinen Anteil der Einnahmen nur noch bis Juni bekam. Am Ende musste ich 50 000 Dollar Steuern bezahlen, die eigentlich sie hätten zahlen müssen.

Als mir aufgegangen war, was sie getan hatten, und zwar vorsätzlich und wohlüberlegt, war ich so wütend, dass ich tagelang nicht schlafen konnte. Ich hatte das Gefühl, sie hätten sich miteinander verschworen, um mich fertigzumachen. Ich hatte in meinem Leben schon etliche schwere Zeiten durchgemacht, aber noch nie so viele schlaflose Nächte verbracht, in denen ich mich endlos im Bett wälzte und von meiner Wut und meinen Verletzungen schier aufgefressen wurde. Beim Nachdenken über alle Tagesereignisse überkamen mich solche Wellen der Wut, dass ich am ganzen Leib zitterte.

Um es noch schlimmer zu machen, fragte mich ein Freund: »Warum regst du dich so auf? Es geht doch bloß um Geld.« Das machte mich noch wütender. Natürlich ging es »bloß um Geld«, und das brauchte ich damals gar nicht unbedingt. Aber es war *eine Menge* Geld, und es war *mein* Geld, und sie hatten mich hereingelegt. Aber gegen das Finanzamt konnte man offensichtlich nichts machen, und so stellte ich den Scheck aus und hoffte auf einen rächenden Gott.

Ich brauchte Jahre, um das zu vergeben. Es war, wie wenn man einen Fluss überquert, indem man von Stein zu Stein springt. Den ersten Schritt tat ich, als ich einmal nachts allein im Auto unterwegs war und im Radio ein Lied über Vergebung kam. Jemand erklärte vorher den Text. Er sagte, wir verwahrten unsere Verletzungen in unserem Herzen wie in einem Schrank und holten sie daraus immer wieder einmal hervor, um sie uns von allen Seiten anzusehen, noch einmal aufzuführen und auf diese Weise unser Selbstmitleid zu pflegen.

Das Lied endete mit einer überraschenden Wendung: Es hieß darin, dass wir meinten, wenn wir anderen eine Verletzung nicht vergäben, könnten wir sie damit wie in einem Gefängnis halten. Doch wir sollten genauer hinsehen: Wir selbst seien diejenigen, die in diesem Gefängnis sitzen. Von da an wusste ich zumindest vom Kopf her, dass der Schlüssel dafür, wieder in Frieden leben zu können, die Vergebung war.

Es war ein zweiter Schritt, als ich anfang, meine Gefühle unter die Lupe zu nehmen und begriff, dass ich mehr wegen der finanziellen Schädigung durch meinen Geschäftspartner verletzt war, als wegen seiner Verleumdungen. Ich fing an mir Sorgen zu machen, dass Geld so viel Einfluss auf mein Leben und meine Gefühle hatte.

Ein weiterer Schritt ergab sich ungefähr ein Jahr später, als ich an einem neuen Ort zog und ein neues

Kapitel meines Lebens begann. Ich unterhielt mich mit einer Freundin, die meinen alten Partner kannte, und sie fragte mich, ob ich ihm vergeben hätte. Ich sagte rasch: »Sicher.« Damit gab sie sich nicht zufrieden, sondern sie bohrte weiter und erklärte mir, wie wichtig die Vergebung für unser beider Zukunft sei, selbst wenn wir nicht mehr miteinander zusammenarbeiteten. Dadurch, dass ich ihm nicht vergäbe, bände ich meinen bisherigen Partner irgendwie und lasse ihn nicht mit seinem Leben weiterkommen – ganz zu schweigen davon, dass ich meine eigene Zukunft auf die gleiche Weise beeinträchtigte. Ich fragte meine Freundin: »Wie geht dann aber das Vergeben?« Sie beschrieb es als ein Geschenk: Wir könnten noch so sehr vergeben wollen – aber letztlich müsse uns das geschenkt werden. Zögerlich begann ich, zu wollen, dass ich vergäbe – obwohl ich im Rückblick sehe, dass ich immer noch das Gefühl hatte, eigentlich müsse mein Partner mich um Vergebung bitten und nicht ich mich um das Vergeben bemühen.

Der letzte Schritt kam dann später, und zwar während einer Phase tiefer spiritueller Selbstbesinnung. Ich versuchte dabei, alles in meinem Leben abzuklären, was bis zu diesem Zeitpunkt falsch gelaufen war und mit allem vor Gott ins Reine zu kommen. Offen gesagt: Das blieb fruchtlos, denn ich war der Überzeugung, es gebe nichts zu bereinigen.

Dann aber traf es mich jäh wie ein Donnerschlag. Sicher, mir war Unrecht angetan worden – aber ich hatte ja in meinem Leben auch schon anderen mindestens genauso viel Unrecht angetan, meinem Partner und vielen anderen. Da setzte ich mich hin und schrieb ihm einen Brief. Ich erklärte ihm, wie viel Bitterkeit gegen ihn ich mit mir herumgetragen hatte und ich bat ihn deswegen um Vergebung. Als ich den Brief zugeklebt und in den Briefkasten geworfen hatte, fühlte ich mich ungeheuer erleichtert. Ganz gleich, welche Antwort kommen würde, war ich

jetzt jedenfalls meine Wut ganz los.

Ungefähr einen Monat später rief mich die gleiche Freundin wieder an, die mir ans Herz gelegt hatte, meinem Geschäftspartner zu vergeben. Sie fragte mich, ob ich das inzwischen geschafft hätte. Ich bejahte ihr das und erklärte ihr, dass ich mich jetzt frei fühlte. Sie gab zur Antwort: »Das habe ich mir gedacht. Ich habe nämlich auch bei ihm gemerkt, dass er jetzt viel freier ist.«

Bereits als Teenager war mein Vater für seine Fähigkeit bekannt, anderen gut zuhören zu können sowie für seine Neigung, von allen das Beste zu denken. Als er dann Seelsorger wurde, kamen ihm diese Eigenschaften sehr zugute. Er war weder sehr bestimmend noch sehr redegewandt (Englisch hatte er erst als Erwachsener gelernt) und gab selten einen konkreten Rat, aber er hörte sich die Probleme der Menschen in aller Ruhe an und gab ihnen dann eine persönliche Einsicht dazu oder ein ermutigendes Wort mit auf den Weg.

Wohin immer Vater kam, wollten die Menschen mit ihm sprechen. Viele hatten etwas, das sie sich von der Seele reden wollten; andere suchten bloß ein offenes Ohr. Was immer der Fall sein mochte, sie wussten, dass er sich für sie Zeit nehmen würde. Leider brachten ihm gerade diese Eigenschaften, die Menschen zu ihm kommen ließen, die Kritik neidischer Kollegen ein. Diese nützten sein Vertrauen aus und wandten sich gegen ihn.

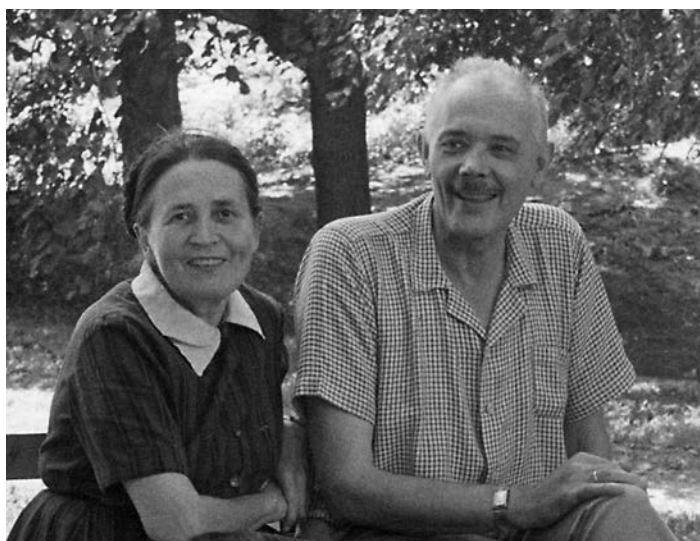
Ungefähr zu der Zeit, als ich geboren wurde, begann Vater Probleme mit seinen Nieren zu bekommen, und während meines Aufwachsens wurde es immer schlimmer. Körperlich war das Leben in der ländlichen Gemeinde in Paraguay, in der wir lebten, ziemlich hart; es gab viele Tropenkrankheiten und die Kindersterblichkeit war hoch.

Hinzu kam, dass es starke Spannungen gab. Es handelte sich um eine relativ kleine Gemeinschaft, in der jeder jeden kannte. Sie bestand hauptsächlich aus Einwanderern, die im Zweiten Weltkrieg aus Europa geflohen waren.

Unter diesen Umständen ruhte auf Vater, der zum Leiter der Gemeinschaft gewählt worden war, so viel Verantwortung, dass es seine Gesundheit angriff. Einmal war es soweit, dass ihm seine Ärzte nach Wochen ständigen körperlichen Verfalls mitteilten, er würde wohl in den nächsten Tagen sterben. Angesichts dieser Lage rief er die ganze Gemeinschaft an sein Krankenbett und teilte seine Pflichten unter drei anderen Männern auf, einer davon sein Schwager.

Wie durch ein Wunder erholte sich Vater danach wieder, aber anstatt ihre Zuständigkeiten wieder abzugeben, erklärten ihm die neuen Leiter der Gemeinschaft, seine aktive Zeit sei abgelaufen. Der Arzt habe erklärt, er sei zu schwach, um sein anstrengendes Arbeitsprogramm weiterhin auf sich nehmen zu können.

In Wirklichkeit hatte der Arzt nur einige Wochen zur Erholung empfohlen. Aber dieses »Missverständnis« war vorsätzlich: Die Kollegen meines Vaters wollten ihn aus seinem Amt entfernen. Als Begründung für diese ihre Absicht führten sie an, auf dem Höhepunkt seiner Krankheit habe er eine starke emotionale Instabilität an den Tag gelegt, seltsame Dinge gesehen und bizarre Träume gehabt. Sie fragten sich, wie sie das alles einordnen sollten. (Dreißig Jahre später entdeckte ein anderer Arzt den Grund für diese Halluzinationen: Sie waren eine Nebenwirkung der damals noch primitiven bromhaltigen Medikamente, mit denen man ihn behandelt hatte.) Da mein Vater nie die Art von Mensch gewesen war, der sich groß wehrte, gab er in Milde nach und suchte sich im örtlichen Missionshospital einen neuen Job.



Die Eltern des Autors, Heinrich und Annemarie Arnold

Nicht lange danach kam es zu neuen Problemen. Meine Eltern machten sich zunehmend Sorgen darüber, dass die Gemeinschaft sich immer mehr von ihrer ursprünglichen Grundlage entfernte, nämlich vom Glauben, dem gegenseitigen Dienst und der brüderlichen Liebe, und eher zu einer von einem Komitee geführten bürokratischen Organisation voller Regeln und Regulierungen wurde. So taten sich meine Eltern mit einer Handvoll anderer Mitglieder zusammen, um ihre Sorge zur Sprache zu bringen. Aber man hörte sie nicht an. Die Leitung war für ihre Fragen nicht offen, sondern warf ihnen vor, Spaltung zu betreiben und schlossen mehrere Mitglieder aus der Gemeinschaft, darunter auch meinen Vater.

Vater war ein geschickter Gärtner – er hatte in Zürich Landwirtschaft studiert –, aber trotzdem konnte er keine Arbeit finden. Er war ein ausgesprochener Gegner des Nationalsozialismus, weshalb ihn die in Paraguay ansässigen

gen Deutschen mit Argwohn betrachteten, denn sie hegten weithin Sympathien für Hitler. Und die englischen und amerikanischen Einwanderer in der Gegend machten einen großen Bogen um ihn, weil er Deutscher war. Schließlich fand er eine Anstellung als landwirtschaftlicher Verwalter einer Leprakolonie.

In den frühen 1940er Jahren gab es gegen Lepra noch kein Heilmittel. Vater wurde gewarnt: Falls er diese Stelle annehme, könne es sein, dass er seine Frau und seine Kinder nie mehr wiedersehen dürfe. (Zur damaligen Zeit hielt man Lepra für ansteckend.) Aber was sollte er sonst tun? Er sah keine andere Möglichkeit, seinen Unterhalt zu verdienen. Also nahm er die Stelle an.

Nach vielen Monaten erhielt Vater dann die Erlaubnis, sich doch wieder der Gemeinschaft anzuschließen. Am Tag, als er zurückkam, war ich so aufgeregt, dass ich es kaum aushalten konnte. Sobald ich ihn sah, sprang ich ihm in die Arme. Dann ritt ich auf seinen Schultern, während er zu unserem Haus ging, und rief jedem Vorbeigehenden zu: »Papa ist wieder da!«

Die Ängste, die meine Eltern in diesen Jahren erlitten, müssen sie beide tief erschüttert haben, aber sie wurden deswegen nicht bitter. Erst Jahrzehnte danach kam ich dahinter, was sie tatsächlich alles durchgemacht hatten. Das erfuhr ich nicht von ihnen, sondern von Freunden. Als ich sie fragte, warum sie sich nicht stärker dagegen gewehrt hätten, sagte mein Vater einfach: »Ganz gleich, wie oft man dich verrät – es ist immer besser, das zu vergeben, als voller Wut und Misstrauen weiterzuleben.«

Seine Einstellung beeindruckte mich tief, aber sie machte mir auch Angst. Ich fragte mich, wie ich reagieren würde, wenn man mich so behandeln würde.

1980 bekam ich die Antwort darauf. Meine Kirche forderte mich plötzlich auf, von meinem Amt als Assistent meines Vaters zurückzutreten, das mir fast zehn Jahre zuvor anvertraut worden war. Bis heute bin ich mir nicht ganz sicher, was der Grund dafür war. Höchstwahrscheinlich spielte dabei wieder ein Stück weit die gleiche zersetzende Eifersucht mit, die vierzig Jahre davor zum Ausschluss meines Vaters geführt hatte. Warum auch immer, begannen jedenfalls die gleichen Leute, die mich immer gelobt und ermutigt hatten – darunter etliche Freunde, Kollegen und sogar einige nahe Verwandte –, plötzlich an allem, was ich je getan hatte, Mängel zu finden.

Verwirrt und wütend, war ich versucht, mich mit ihnen anzulegen. Mein Vater bekleidete zum damaligen Zeitpunkt das Amt des Ältesten von vier großen Gemeinden und er brauchte mich mehr denn je: Erst wenige Wochen zuvor war meine Mutter an Krebs gestorben. Vor allem aber konnte ich überhaupt nicht sehen, was ich falsch gemacht haben sollte. Es stimmte zwar, dass ich dafür bekannt war, geradeheraus meine Meinung zu sagen, vor allem wenn ich das Gefühl hatte, Höflichkeit oder Diplomatie würden nur das eigentliche Thema verschleiern. Nicht jeder in unserer Kirche schätzte das. Dennoch hatte ich immer versucht, bescheiden und rücksichtsvoll zu sein. Und jetzt das! Ich wollte unbedingt versuchen, das richtig zu stellen und »meinen« Platz wieder einzunehmen.

Aber mein Vater weigerte sich, in diesem Bemühen zu mir zu stehen. Er verwies mich stattdessen auf die Bergpredigt, in der Jesus davon spricht, anderen zu vergeben, damit auch uns vergeben wird. Außerdem erinnerte er mich daran, dass wir uns am Ende nicht für das verantworten müssten, was andere uns angetan, sondern für das, was wir ihnen angetan hätten.

Schlagartig ging mir auf, dass ich gar nicht so fehlerlos gewesen war, wie ich gedacht hatte. Ich begann einzusehen, dass ich tief im Innern gegen verschiedene Mitglieder meiner Kirche Groll gehegt hatte. So sah ich ein, dass es besser wäre, auf die Knie zu fallen und Gott zu bitten, mir zu vergeben, statt zu versuchen, mich zu rechtfertigen. Dann würde auch ich die Kraft zum Vergeben finden.

Das tat ich, und unverzüglich war es, als sei tief in meinem Herzen ein Damm gebrochen. Bislang hatte im Zentrum meines Ringens der Schmerz gestanden, in meinem Stolz verletzt worden zu sein; jetzt war ich fähig, die Dinge aus einer anderen Sicht zu sehen – und da kam mir alles ziemlich kleinkariert vor.

Ich konnte hierauf den festen Entschluss fassen, alles zu klären und die Schuld für alle bestehenden Spannungen auf mich zu nehmen, und ich sprach jeden persönlich an, von dem ich das Gefühl hatte, ich könnte ihn in der Vergangenheit auf irgendeine Weise verletzt haben, und bat ihn darum, mir zu vergeben. Während ich so vom einen zum andern ging, schien sich in meinem Herzen ein Knoten um den andern aufzulösen, und am Ende fühlte ich mich wie ein neuer Mensch.

Dieses Jahr war für mich sehr schmerzlich, aber auch ungemein wichtig, denn es brachte mir etliche Lektionen bei, die ich nie mehr vergessen werde. Die erste ist: Es macht nichts aus, wenn man missverstanden oder zu Unrecht beschuldigt wird. Worauf es ankommt, ist, dass man vor Gott bestehen kann. Und die zweite: Auch wenn der Entschluss zum Vergeben immer aus dem eigenen Herzen kommen muss, ist er nie nur eine Sache der Willensstärke. Die stärkste Kraftquelle ist immer das eigene Angewiesensein auf Vergebung. Das heißt, dass man seine eigenen Schwächen eingesteht und dann die

Erfahrung machen kann, dass einem vergeben wird. Und schließlich die dritte: Wenn unsere Vergebung Frucht bringen soll, muss der ihn umgebende Boden – der Boden des eigenen Herzens – weich genug sein, damit sie darin wachsen können. Andernfalls – wenn man also nicht willens ist, demütig und verwundbar zu sein –, wird die Vergebung, die man schenkt, nur eine fruchtlose Geste bleiben.

Demut und Verwundbarkeit sind keine Tugenden, die man von Heute auf Morgen lernt. Meiner Erfahrung nach entstehen sie erst nach viel Mühe, Praxis, Geduld und Leiden. Aber ohne sie ist das Leben ärmer. M. Scott Peck schreibt:

Es gibt keine Möglichkeit, ein erfülltes Leben zu führen, solange wir nicht bereit sind, von Zeit zu Zeit zu leiden und Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, Furcht und Angst, Schmerz und Traurigkeit, Wut und die Qual des Vergebens, Verwirrung und Zweifel, Kritik und Ablehnung zu durchleben. Ein Leben ohne diese aufwühlenden Gefühle wäre nicht nur für uns selbst ohne Nutzen; es wäre auch ohne Nutzen für andere. Wir können nicht heilen, wenn wir nicht bereit sind, verletzt zu werden.

9 Vergebung in der Ehe

Oft werde ich gefragt, welchen Rat ich Ehepaaren geben kann, in deren Beziehung es kriselt. Ich sage dann immer: Betet und vergebt einander. Und zu jungen Menschen aus gewalttätigen Elternhäusern sage ich: Betet und vergebt. Und sogar zur alleinerziehenden Mutter ohne Unterstützung durch eine Familie sage ich: Bete und vergib.

M U T T E R T E R E S A

Als langjähriger Eheberater habe ich es immer wieder miterlebt, wie die Ehe zur Hölle auf Erden werden kann, wenn Mann und Frau einander nicht tagtäglich vergeben. Ich habe auch festgestellt, dass sich oft sogar die schwierigsten Probleme damit lösen lassen, dass man die vier einfachen Worte spricht: »Es tut mir leid!«

Es ist immer schwer, seinen Partner um Vergebung zu bitten, denn dazu braucht man Demut, muss seine eigene Empfindlichkeit ablegen und zugeben, dass man seine Schwächen und Fehler hat. Aber es gibt wenige Dinge, die eine Ehe besser gedeihen lassen.

Der von Hitler wegen seines Widerstands gegen die Nazi Herrschaft eingesperrte Pfarrer Dietrich Bonhoeffer schärfte den Mitgliedern der von ihm gegründeten kleinen Kommunität immer wieder ein, »in Vergebung miteinander zu leben«, denn ohne Vergebung könne keine menschliche Lebensgemeinschaft – und am wenigsten eine Ehe – lange überleben. »Seid nicht rechtshaberisch gegeneinander«, schrieb er einmal, »urteilt und richtet nicht übereinander, schiebt nie einander gegenseitig die Schuld zu, sondern nehmt euch an, wie ihr seid, und vergebt einander täglich von Herzen.«

Meine Frau Verena und ich hatten in unseren bislang achtundvierzig Ehejahren zahlreiche Gelegenheiten, unsere Bereitschaft zum Vergeben zu bewähren. Gleich eine Woche nach unserer Hochzeit hatten wir unsere erste Krise. Wir hatten meine Eltern und Geschwister zu einem Essen in unserer neuen Wohnung eingeladen, und Verena hatte den ganzen Nachmittag mit Kochen zugebracht. Meine Schwester, eine Künstlerin, hatte uns ein selbstgemachtes Geschirr geschenkt, mit dem ich den Tisch deckte.

Meine Familie kam und wir setzten uns zu Tisch. Plötzlich brachen beide Tischenden weg – ich hatte die Scharniere der Ausziehplatten nicht richtig einrasten lassen. Essen und zerbrochenes Geschirr lagen auf dem Boden und meine Frau lief weinend aus dem Zimmer. Es dauerte Stunden, bis sie mir vergeben und über diese Katastrophe lachen konnte, die inzwischen zum festen Bestandteil der Familienlegende geworden ist.

Später, als wir acht Kinder hatten, gab es eine Menge Anlässe zu Meinungsverschiedenheiten. Verena badete die Kinder jeden Abend und ließ sie ihre Schlafanzüge anziehen. Dann warteten sie auf dem Sofa mit ihren Lieblingsbilderbüchern auf mich. Aber wenn ich dann von

der Arbeit heimkam, hatten sie oft noch Lust, draußen im Freien mit mir zu spielen, und so tobten wir dann noch miteinander im Garten herum. Anschließend musste Verena die Kinder noch einmal waschen. Das tat sie auch, aber manchmal war sie mir deshalb zu Recht etwas böse.

Die meisten unserer Kinder litten an Asthma, und als sie noch klein waren, weckten sie uns fast jede Nacht mit ihrem Husten und pfeifenden Atmen auf. Auch das führte zu gelegentlichen Spannungen zwischen uns, vor allem wenn Verena mich daran erinnerte, dass ich genauso gut wie sie aufstehen und nach ihnen sehen könne.

Auch über meine Arbeit kam es zu Meinungsverschiedenheiten. Als Vertreter unseres Verlags war ich zahllose Tage auf Reisen. Und weil mein Gebiet der ganze Westen des Staats New York war – Buffalo, Rochester und Syracuse –, war ich oft sechs oder acht Stunden Fahrt von zu Hause entfernt. Später führte mich meine Arbeit sogar bis nach Kanada, Europa, Afrika und sogar Australien. Ich verteidigte diese Reisen immer als unbedingt notwendig, aber das war für Verena kein großer Trost, die mir die Koffer packte und mit den Kindern allein zurückblieb.

Dann gab es da noch die *New York Times*. Nach einem anstrengenden Tag unterwegs konnte ich nicht einsehen, was so schlimm daran sein sollte, wenn ich es mir ein paar Minuten lang mit der Zeitung auf dem Sofa bequem machte und die Kinder um mich herum spielen ließ. Das sagte ich meiner Frau auch. Erst später ging mir auf, dass es nett gewesen wäre, wenn ich ausdrücklich die Tatsache anerkannt hätte, dass auch sie den ganzen Tag gearbeitet hatte. Damals neigte ich dazu, auf solche Bemerkungen gereizt zu reagieren.

Ich frage mich oft, was wohl aus unserer Ehe geworden wäre, wenn wir es nicht gleich von Anfang an gelernt



Der Autor und seine Frau bei ihrer Hochzeit

hätten, einander tagtäglich zu vergeben. Es gibt so viele Ehepaare, die im selben Bett schlafen und im selben Haus wohnen, aber innerlich meilenweit voneinander entfernt sind, weil sie zwischen sich eine Mauer aus lauter Groll aufgebaut haben. Die Steine dieser Mauer können ganz klein sein: ein vergessener Geburtstag, ein Missverständnis, ein Geschäftstermin, der wichtiger war als ein lange geplanter Familienausflug.

Viele Ehen ließen sich leicht retten, wenn man einsehen würde, dass niemand ohne Fehler ist. Viel zu oft gehen Paare von der irrtümlichen Annahme aus, dass es in einer gesunden Beziehung zu keinen Meinungsverschiedenheiten kommt. Wenn es sich dann zeigt, dass sie derartig unrealistische Erwartungen nicht erfüllen können, fressen sie entweder ihre wahren Gefühle füreinander in sich hinein oder sie werfen enttäuscht das Handtuch und trennen sich voneinander, »weil wir einfach nicht zusammenpassen«.

Zur menschlichen Unvollkommenheit gehört, dass wir Fehler machen und uns gegenseitig bewusst oder unbewusst verletzen. Ich bin in meinem eigenen Leben darauf gekommen, dass es nur eine zuverlässige Lösung für dieses Problem gibt: zu vergeben, und falls notwendig siebzig Mal am Tag. C. S. Lewis schreibt:

Wie können wir die unablässigen Provokationen des Alltagslebens vergeben – wie können wir immer wieder der herrschsüchtigen Schwiegermutter, dem tyrannischen Mann, der nörgelnden Frau, der egoistischen Tochter, dem schwindelnden Sohn vergeben? Ich glaube, das geht nur, wenn wir uns vor Augen führen, wo wir stehen, und indem wir die Worte ernst nehmen, die wir täglich beim Abendgebet sprechen: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.«

Die Macht der Vergebung lässt sich wunderbar anhand der Geschichte meiner Schwiegereltern Hans und Margrit Meier veranschaulichen. Hans war ein willensstarker Mann. Seine Dickköpfigkeit war mehr als einmal der Grund, dass sich die beiden Eheleute zeitweise voneinander trennten.

Als glühender Antimilitarist kam Hans 1929 nur wenige Monate nach ihrer Heirat ins Gefängnis, weil er sich seiner Einberufung in das schweizerische Heer verweigerte. Kurz nach seiner Entlassung trennte sich das Paar schon wieder. Sie hatte die von meinen Großeltern gegründete Glaubensgemeinschaft für sich entdeckt und wollte ihr beitreten, aber er hatte daran kein Interesse. Margrit hatte erst kurz zuvor ihr erstes Kind zur Welt gebracht und bat Hans inständig, auch mitzumachen, aber er ließ sich nicht so einfach dazu bewegen. Es dauerte mehrere Monate, bis er dann doch nachkam.

Dreißig Jahre und elf Kinder später trennten sie sich ein drittes Mal, wieder wegen unterschiedlicher Meinungen bezüglich des Engagements in ihrer Kirche. Hans zog nach Buenos Aires, wo er die nächsten elf Jahre verbrachte. Margrit und die meisten ihrer Kinder, darunter auch Verena, wanderten in die Vereinigten Staaten aus.

Es gab keine Anzeichen äußeren Grolls, aber auch keine Anzeichen der Heilung des Bruchs. Langsam baute sich eine Mauer der Bitterkeit auf, die drohte, sie für immer zu trennen. Als Verena und ich 1966 heirateten, kam Hans nicht einmal zu unserer Hochzeit.

1972 flog ich mit Verenas Bruder Andreas nach Buenos Aires, um zu versuchen, eine Art Versöhnung mit Hans in die Wege zu leiten. Aber er ließ sich nicht darauf ein, jedenfalls zunächst nicht. Er wollte die ganze Geschichte nur aus seiner Sicht erzählen und uns wieder einmal wissen lassen, wie oft er verletzt worden war. Doch am letzten Tag unseres Aufenthalts bei ihm zeigte sich eine Änderung. Er erklärte uns, dass er uns in den USA besuchen werde. Jedoch betonte er, dass er nur zwei Wochen bleiben und ein Rückflugticket kaufen werde. Aber das war immerhin ein Anfang.

Als der Besuch dann endlich zustande kam, waren wir alle enttäuscht: Hans konnte einfach nicht vergeben. Wir taten alles, um frühere Missverständnisse auszuräumen und unseren Teil der Schuld an den Ereignissen einzuräumen, die zu der Entfremdung geführt hatten, aber wir kamen keinen Schritt weiter. Mit dem Kopf wusste Hans, dass das einzige, was zwischen uns stand, seine Unfähigkeit zum Vergeben war. Aber er konnte sich einfach nicht dazu durchringen.

Dann kam der Wendepunkt. Mitten in einer fruchtlosen Diskussion nahm mein Onkel Hans-Hermann, der an



Hans und Margrit Meier

Lungenkrebs im Endstadium litt, seine ganze Kraft zusammen, trat zu Hans hin, tippte ihm auf die Brust und sagte: »Hans, da drinnen muss sich etwas ändern!« Für diese Worte musste er sich ungeheuer anstrengen, denn er wurde über Nasenschläuche mit Sauerstoff versorgt und konnte damals kaum mehr sprechen.

Hans war völlig entwaffnet. Seine Kälte schmolz und er beschloss, auf der Stelle zu vergeben – und zu seiner Frau und Familie zurückzukehren. Er reiste noch einmal nach Argentinien zurück, um dort alles abzuwickeln, und zog dann wieder im Guten mit ihnen zusammen.

Glücklicherweise war das Band zwischen Hans und Margrit nie ganz zerstört gewesen: Hans hatte nie eine andere Frau angerührt und Margrit hatte täglich um die Rückkehr ihres Mannes gebetet. Dennoch brauchte es seine Zeit, bis sie ihre Beziehung wieder neu aufgebaut hatten. Der Schlüssel für ihren Erfolg dabei war sicher ihre Bereitschaft, einander zu vergeben. Schließlich fanden sie einander wieder ganz in ihrer Ehe und erlebten eine tiefe Liebe und Freude aneinander. Das hielt sechzehn Jahre lang an, bis Margrit starb.

Die Geschichte meiner Schwiegereltern zeigt, dass eine durch lange Trennung unterbrochene Ehe wieder geheilt werden kann. Aber wie ist das im Fall einer durch Ehebruch auseinandergefallenen Ehe? Kann man überhaupt fairerweise von einem hintergangenen Ehepartner erwarten, dass sie oder er genügend Mut aufbringt, um zu vergeben und noch einmal neu anzufangen?

Vor drei Jahren hatte ich Ed und Carol in der Beratung, deren Ehe in Scherben lag. Schon vor ihrer Heirat hatte Ed starke Alkoholprobleme, und das führte von Anfang an zu Spannungen im Haus. Doch abgesehen davon ging alles recht gut und sie hatten schon bald Kinder, zuerst einen Jungen, dann ein Mädchen. Auf jeden Außenstehenden wirkte das wie die perfekte Ehe. Doch innerlich drifteten Ed und Carol immer weiter auseinander. Schließlich ließ sich Ed mit einer Nachbarin ein und begann eine Affäre.

Ed und Carol schlossen sich einige Jahre danach unserer Kirche an, und ungefähr zu dieser Zeit beichtete er diese Affäre, zuerst seiner Frau und dann auch mir. Wie er später zugab, hatte ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen und er hatte den Druck, mit diesem Geheimnis leben zu müssen und so zu tun, als sei alles bestens, nicht mehr ausgehalten.

Carol war am Boden zerstört. Sie hatte zwar schon lange gespürt, dass etwas nicht mehr stimmte, aber sie hatte nie mit einer derartigen Enttäuschung gerechnet. Kochend vor Wut hatte sie Ed erklärt, mit ihrer Ehe sei es aus und sie werde ihm das nie vergeben.

Es fiel mir zwar nicht schwer, für Carols Wut Verständnis zu haben, aber ich spürte, dass ihre anfängliche Reaktion – »ich werde dir das nie vergeben!« – weniger mit ihrer Schwierigkeit zu tun hatte, Ed zu vergeben, als mit der Vorstellung von Fairness oder Gerechtigkeit oder dem Wunsch, es ihm »heimzuzahlen«. Ich war mir

sicher, dass sie in ihrem tiefsten Inneren immer noch nichts anderes wollte als eine gesunde Beziehung mit dem Mann, den sie liebte – mit dem Vater ihrer Kinder. Aber angesichts der Art, wie er auf ihr herumgetrampelt hatte, zuerst mit seiner Trinkerei und dann mit seinem Ehebruch, kam sie über ihre Entrüstung nicht weg. Ed verdiente keine weitere Chance, und sie würde ihm jetzt auch auf keinen Fall eine geben ...

Wenn mir etwas klar war, dann dies, dass sowohl Ed als auch Carol Zeit und Raum brauchten, damit jeder seine Probleme für sich selbst aufarbeiten konnte. Im jetzigen Zustand konnten sie unmöglich beieinander bleiben. Eine rasche Lösung gab es nicht. Hier musste eine Beziehung von Grund auf neu aufgebaut werden. Das würde ein langer und schmerzlicher Prozess sein. Von daher empfand ich, dass eine zeitweilige Trennung ihnen zu der Objektivität helfen könnte, die sie brauchten, um einander gegenseitig mit neuen Augen sehen zu können. Vielleicht würde ihnen das sogar helfen, ihre ursprüngliche Liebe füreinander wiederzuentdecken.

Ed und Carol trennten sich also, und die anschließenden sechs Monate hindurch kamen sie getrennt zu mir in Beratung. Ed musste ich helfen, die Schwere seiner Untreue einzusehen, und er überzeugte mich, dass er dazu willens war. Carol musste ich helfen, einzusehen, dass die tiefen Wunden, die er ihr zugefügt hatte, erst heilen konnten, wenn sie ihm vergab. Sie erkannte selbst, dass, nachdem sie von seiner Affäre erfahren hatte, ihre schlimmste Angst gewesen war, dass er sie für immer verlassen könnte. Und so wollte sie ihm schließlich klarmachen, dass sie willens sei, ihn wieder aufzunehmen.

Später begannen sie dann auf Carols Bitte hin, wieder miteinander Kontakt aufzunehmen, und zwar zunächst

nur telefonisch. Als dann ihre Gespräche länger und entspannter wurden, kamen sie zum Schluss, jetzt seien sie zum Versuch bereit, einander wieder von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Carol hatte immer noch ihre Höhen und Tiefen, aber im Lauf der Zeit spürte sie, dass sie das Zusammenleben mit Ed noch einmal versuchen wollte, und das nicht nur um der Kinder willen, die bei ihr geblieben waren, als er ausgezogen war, sondern genauso um ihrer selbst willen. Und was noch wichtiger war: Sie gab zu, dass Eds Untreue nicht ausschließlich sein Fehler gewesen war, sondern auch sie an ihrer gegenseitigen Entfremdung mitschuldig gewesen sei. Inzwischen hatte Ed mit dem Trinken aufgehört und Carol auch in anderer Hinsicht versichert, dass ihm daran liege, ihre Ehe wieder in Gang zu bringen.

Schließlich zogen Ed und Carol nach zehn Monaten wieder zusammen. In einem besonderen Gottesdienst zur Feier ihres Neuanfangs vergaben sie einander öffentlich und ließen ihre Ehe neu einsegnen. Mit strahlenden Gesichtern tauschten sie neue Ringe aus.

In einer Gesellschaft wie der unsrigen, in der jede zweite Ehe in der Scheidung endet, ist die Versuchung groß, Ehepaare zu verurteilen, die nicht zusammenbleiben. Natürlich hat niemand das Recht, das zu tun. Aber nachdem ich bei Ed und Carol und Dutzenden von weiteren Ehen miterlebt habe, welche heilende Wirkung Vergebung haben kann, bin ich davon überzeugt, dass man nie die Hoffnung aufgeben sollte, dass auch Hunderttausende anderer Ehen auf diesem Weg gerettet werden können.

10 Den Eltern vergeben

Es ist ein befreiendes Gefühl, wenn wir uns dessen bewusst werden, dass wir nicht zwangsläufig Opfer unserer Vergangenheit sind, sondern es lernen können, anders zu reagieren. Aber es gibt einen Schritt, der noch weiter als diese Erkenntnis führt ... Das ist der Schritt der Vergebung. Vergebung ist praktizierte Liebe unter Menschen, die nicht genug lieben. Sie macht uns frei, ohne etwas als Gegenleistung zu verlangen.

H E N R I J . M . N O U W E N

In einer Welt, in der zahllose Menschen als Kind psychisch, physisch oder sexuell missbraucht wurden und davon tiefe Verletzungen mit sich herumtragen, ist es kein Wunder, dass dies in Fernsehen, Rundfunk und Presse ein ständiges Thema ist. Immer wieder breiten Überlebende vor einem neugierigen, aber inzwischen schon abgestumpften und gleichgültigen Publikum ihre Leidensgeschichte aus. Aber sie mögen ihre Seele

noch so oft bloßlegen, geheilt werden sie dadurch nicht. Wie und wo können sie Heilung finden?

Da die jeweiligen Familienverhältnisse und auch die genauen Umstände jedes Missbrauchsfalls ganz unterschiedlich sind, ist es offensichtlich nutzlos, dafür generell einen Rat zu geben oder praktische Vorschläge zu machen. Dennoch zeigen die folgenden Geschichten, dass man dabei den Weg der Vergebung nie ausschließen sollte, selbst bei den grausamsten Eltern nicht. Sie zeigen zudem, wie widerstandsfähig der menschliche Geist selbst dann noch sein kann, wenn er ungeheuer angeschlagen wurde, und welche Hoffnung immer wieder jene geheimnisvolle Kraftquelle geben kann, die wir Liebe nennen, sofern wir willens sind, aus ihr zu schöpfen.

Don wuchs auf einer kleinen Farm im Westen von Pennsylvanien in einer Großfamilie auf, die aus rund vierzig Verwandten bestand. Alle wohnten in sehr beengten Verhältnissen und schlugen sich mehr schlecht als recht mit den Erträgen ihrer Landwirtschaft durch. Seine Kindheit war voller Brutalität. Er erzählt davon, dass seine Vettern sich gegenseitig zu erhängen versuchten und eine Großmutter auf ungehorsame Kinder mit einer Schrotflinte schoss, die sie mit körnigem Salz geladen hatte.

Als Don ungefähr zehn war, fand sein Vater einen neuen Job und zog mit seiner Frau und seinen Kindern nach Long Island. Damit verbesserte sich zwar die finanzielle Situation der Familie, aber die zwischenmenschlichen Beziehungen blieben weiterhin problematisch. Bald nach dem Umzug verließ Dons Mutter ihren Mann und die Kinder, die damit ganz ihrem Vater ausgeliefert waren. Er verprügelte sie regelmäßig derart, dass sie in ständiger Angst vor ihm

lebten. Don erinnert sich noch heute daran, wie er jeden Nachmittag mit Bangen vor dem, was ihm daheim wieder blühen würde, aus dem Schulbus stieg.

Dann wurde sein Vater bei einem Autounfall so schwer verletzt, dass er von da an vom Hals abwärts gelähmt blieb. Damit war der Tyrann des Haushalts zum vollständigen Pflegefall geworden und hing ganz von der Hilfe anderer ab.

Die meisten Menschen würden vor solchen familiären Umständen so bald wie möglich davonlaufen. Don tat das nicht. Er hätte allen Grund gehabt, seinen Vater zu verlassen, aber er blieb jahrelang bei ihm, fütterte und wusch ihn, zog ihn an und half ihm bei seinen Übungen mit seinen leblosen Gliedern, mit denen er ihn früher oft bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen hatte. Inzwischen ist Don verheiratet und bezahlt für die 24-Stunden-Betreuung seines Vaters einen Pflegedienst, aber er wohnt immer noch ganz in seiner Nähe und besucht ihn regelmäßig.

Fragt man Don nach einer Erklärung für sein Verhalten, so bringt man nicht viel aus ihm heraus. Er hat seine Entscheidung, beim Vater zu bleiben, nie als etwas Heroisches oder als Opfer betrachtet. Auf diese Idee kam er gar nicht. Aber was hätte er denn sonst tun sollen? Er hätte doch nicht von daheim weggehen können, wenn der Mann, der ihm das Leben geschenkt hatte – sein eigener Vater – hilflos wie ein Kind war und sich niemand um ihn kümmerte. »Vater brauchte mich, und so blieb ich eben bei ihm.«

Manchmal plagten Don noch schlimme Erinnerungen an früher, und er sagt, sein Vater müsse ebenfalls noch mit seinen inneren Dämonen kämpfen. Das Leben sei nun einmal kein Rosengarten. Aber immerhin könnten sie miteinander über das sprechen, was sie noch von ihrer Vergangenheit her psychisch belaste. Und Don sagt, die Pflege seines Vaters habe ihm schließlich ein Stück weit

das Glück beschert, nach dem er sich als Kind gesehnt hatte. »Wer will, kann das Vergebung nennen«, sagt er. Was immer es genau war, jedenfalls hat es ihm Heilung und Frieden gebracht.

Karl Keiderling, ein guter Freund unserer Familie, starb vor einigen Jahren mit über achtzig Jahren. Er hatte eine ähnlich schlimme Kindheit erlebt. Die frühen Jahre dieses einzigen Sohns einer deutschen Arbeiterfamilie waren vom Ersten Weltkrieg und der anschließenden verheerenden Wirtschaftskrise überschattet. Als er vier war, starb seine Mutter, als er vierzehn war, seine Stiefmutter. Sein Vater betrachtete ihn nur als Belastung für die Familie. Als er nach dem Tod der Stiefmutter mit einer Zeitungsannonce eine neue Mutter für seine Kinder suchte, ließ er Karl absichtlich weg: »Witwer mit drei Töchtern sucht Haushälterin. Spätere Heirat nicht ausgeschlossen.«

Mehrere Frauen bewarben sich, und eine nahm die Stelle an. Erst danach erfuhr sie, dass es im Haus noch einen Jungen gab, und damit fand sie sich nie richtig ab. Immer gab sie Karl weniger Essen als der übrigen Familie und beschwerte sich tagaus tagein über ihn.

Karls Vater sagte gegenüber seiner neuen Frau dazu nichts und verteidigte seinen Sohn in keiner Weise. Im Gegenteil: Auch er misshandelte und schlug ihn oft. Sein bevorzugtes Instrument zum Züchtigen war ein mit Kupferringen besetzter Lederriemen. Karl versuchte sich zuweilen dagegen zu schützen, aber das machte seinen Vater nur noch wütender und trug ihm Extraschläge auf den Kopf und ins Gesicht ein.

Anders als Don ging Karl so früh wie möglich von daheim fort. Er fühlte sich stark von der Jugendbewegung

angezogen, die damals Europa erfasst hatte und schloss sich einer Gruppe junger sozialistischer Arbeiter an, die die Welt verändern wollten. Schließlich führten ihn seine Wanderungen zu der Landkommune, in der mein Großvater lebte. Dort begrüßte ihn mein Großvater mit einer Umarmung und sagte zu ihm: »Genau auf dich haben wir gewartet!«

Karl fühlte sich sofort daheim und beschloss zu bleiben. Er stürzte sich mit Schwung in die Arbeit, spaltete Holz, schleppte Wasser und pflegte den Garten. Aber das Schwere, das er in seiner Kindheit durchgemacht hatte und seine Verbitterung gegenüber seinem Vater und seiner Stiefmutter ließen ihn nicht los. Tag für Tag wuchs seine Bitterkeit, hing wie eine schwere Wolke über ihm und drohte alles Gute zu erdrücken.

Schließlich wandte Karl sich an meinen Großvater und schüttete ihm sein Herz aus. Der Rat meines Großvaters verblüffte ihn: »Schreib deinen Eltern und bitte sie für jeden Augenblick, in dem du vielleicht ihre Gefühle verletzt oder ihnen sonst wie Schmerz zugefügt hast, um Vergebung. Sieh nur auf deine eigene Schuld, nicht auf ihre.« Karl brauchte etwas Zeit, um so etwas schreiben zu können. Aber schließlich tat er es, und zu seiner Verwunderung schrieb ihm sein Vater zurück.

Er entschuldigte sich nie für die Art, wie er Karl als Kind geschlagen hatte und gab auch nie irgendeine Schuld seinerseits zu. Aber Karl sagte, das mache ihm nichts mehr aus. Durch sein Vergeben hatte er selbst die Freiheit von der Wut gefunden, die ihn noch belastet hatte, und empfand jetzt tiefen Frieden. Für Karl war seine schwere Kindheit kein Thema mehr.

Maria, eine Verwandte meiner Frau, überwand auf ähnliche Weise ihre Verbitterung über ihren Vater, der sie missbraucht hatte:

Meine Mutter starb mit zweiundvierzig und ließ meinen Vater und acht Kinder zwischen einem Jahr und neunzehn zurück. Mutters Tod war für die ganze Familie eine Katastrophe, aber ganz besonders für meinen Vater, der gerade zu der Zeit, in der wir ihn am nötigsten gebraucht hätten, einen Nervenzusammenbruch erlitt. Eine Folge seiner psychischen Labilität war, dass er nur noch sehr wenig Selbstkontrolle hatte und begann, meine Schwester und mich zu belästigen. Ich begann ihn zu meiden und schließlich zu hassen.

Bald danach zog mein Vater weg und ich verließ Südamerika, um in Deutschland zu studieren. Wir sahen einander sieben Jahre lang gar nicht mehr. Aber ich war immer noch voll Hass auf ihn, der eher noch zunahm.

Später kehrte ich nach Südamerika zurück und verlobte mich mit einem Freund aus Kindheitstagen. Mein Vater fragte an, ob wir uns treffen könnten, aber ich lehnte das rundweg ab. Ich wollte ihn nicht mehr sehen.

Doch als mein Verlobter davon erfuhr, konnte er das überhaupt nicht verstehen. Wenn mein Vater den Wunsch nach Versöhnung geäußert hatte, war es da nicht meine Pflicht, darauf einzugehen? Es kostete mich einigen inneren Kampf, mir die Ansicht meines Verlobten zu eigen zu machen, aber er redete mir zu, und schließlich erklärte ich mich damit einverstanden.

Wir trafen Vater in einem Café, fanden einen Tisch und setzten uns. Noch ehe ich ein Wort sagen konnte, wandte er sich mir zu und bat mich ganz verzweifelt um Vergebung. Ich war völlig entwaffnet, mein Widerstand schmolz und ich versicherte ihm auf der Stelle, dass ich ihm vergäbe. Ich konnte einfach nicht mehr anders.

Don und Maria fiel es anscheinend ganz leicht, ihren Vätern zu vergeben, aber Kindesmissbrauch ist vermutlich das Erlebnis in der Welt, von dem man sich am schwersten ganz erholen kann. Angesichts der ungleichen Machtverhältnisse zwischen dem Erwachsenen (dem Täter) und dem Kind (dem Opfer) liegt die Schuld immer eindeutig auf der einen Seite. Und warum sollte der oder die Unschuldige dem Schuldigen vergeben?

Es ist tragisch, dass viele Opfer von Kindesmissbrauch fälschlich glauben, sie seien mitschuldig. Sie befürchten, dass sie irgendwie selbst mit ausgelöst hätten, was ihnen angetan wurde, oder dass sie es sogar verdient hätten. Tatsächlich stammt ein gutes Stück der Macht, die ein Missbrauchender über sein Opfer sogar dann noch hat, wenn der körperliche Missbrauch selbst vorbei ist, aus dieser verfehlten Vorstellung der Komplizenschaft. Das ist ein Bestandteil der Opferrolle, in die man gerät.

Noch schlimmer wird es, wenn man behauptet, falls ein Opfer dem Täter vergibt, sage es implizit, dass es zumindest ein Stück weit auch daran schuld gewesen sei. Natürlich ist das völlig falsch. Die Vergebung ist einfach aus dem Grund notwendig, weil Opfer und Täter – die einander in den meisten Fällen gut kennen (manchmal sogar miteinander verwandt sind) – gemeinsam in einer Finsternis festsitzen, aus der sie beide nicht herauskönnen, bis einer von beiden die Tür aufmacht. Die Vergebung ist der einzige Ausweg daraus, und selbst wenn der Täter lieber in der Dunkelheit bleibt, sollte derjenige, der früher das Opfer war, sich davon nicht aufhalten lassen.

Kate, eine Nachbarin Mitte fünfzig, wurde jahrelang von ihrer alkoholsüchtigen Mutter missbraucht, hat sich aber

jetzt mit ihr versöhnt. Ihr Weg zeigt, ebenso wie die Wege vieler anderer, dass, wenn ein Opfer sich dank seiner Vergebungsbereitschaft ändert, sich das auch auf den Täter auswirken und auch ihn verändern kann.

Ich kam kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in einer kanadischen Kleinstadt als erstes von fünf Kindern zur Welt. Vaters Baustelle, auf der er arbeitete, lag fünf- undzwanzig Meilen entfernt, und nach der Hin- und Rückfahrt und einem zwölfstündigen Arbeitstag war er immer nur sehr kurz daheim.

Wir hatten immer Geldprobleme und es gab in unserer Familie auch noch andere Spannungen, die ich mir nicht recht erklären konnte. Ich merkte nur, dass, je älter ich wurde, es immer mehr abwärts zu gehen schien, vor allem nach der Geburt meines jüngsten Bruders, als ich neun war. Im Rückblick ist mir klar, was los war: Mutter hatte zu trinken angefangen.

Nachdem Kates Mutter anfang, betrunken nach Hause zu kommen, trennten sich ihre Eltern. Von einem Familienleben konnte nicht mehr die Rede sein. Der Haushalt verkam, die Wäsche wurde nicht mehr gewaschen. Alles hing an der dreizehnjährigen Kate.

Zur Zeit, als Jamie, der Jüngste, in die Schule kam, war Mutter fast überhaupt nicht daheim. Ich brachte nie meine Hausaufgaben fertig und lernte nicht sehr viel. In der neunten Klasse blieb ich sitzen und musste sie wiederholen.

Später gingen zwei meiner Schwestern aus dem Haus, fanden Stellen und mieteten in der Stadt eine Wohnung. Ich aber blieb daheim. Jemand musste sich ja um die Kleinen kümmern. Selbst wenn ich das nur sehr mangelhaft tun konnte, hatten sie wenigstens immer etwas zum Essen.

Dann kam Mutter auf eine zusätzliche Einkommensquelle: Da das örtliche Hospital für geistig und körperlich Behinderte völlig überfüllt war, bezahlte die Regierung Menschen, die »überzählige« Patienten bei sich zu Hause aufnehmen. Mutter nahm zwei ältere Männer und eine Frau auf.

Ich musste mein Bett für einen der Männer hergeben und mit der Frau, die kaum schlief, ein Doppelbett teilen. Als ich Mutter erklärte, dass ich das nicht aushielte, und sie die Frau ins Hospital zurückschicken solle, ließ sie sich gar nicht darauf ein. Schließlich kam dafür ja jeden Monat ein Scheck ins Haus.

Mutter erklärte, sie werde jetzt abends immer heimkommen, um mir zu helfen, und das tat sie auch eine Zeit lang. Aber oft kam sie völlig betrunken heim. Dann sagte sie, wenn ich nicht wäre, wäre es nie so weit gekommen. Was sie damit meinte, verstand ich zuerst nicht. Aber später kam ich dahinter: Meine Eltern hatten heiraten müssen, weil meine Mutter bereits mit mir schwanger gewesen war.

Manchmal wurde Mutter gegen mich gewalttätig. Wenn sie mich dann morgens fragte, woher die Blutergüsse an meinem Kopf stammten, und ich sagte, die seien von ihr, behauptete sie, das sei eine Lüge.

Mit sechzehn brach Kate die Schule ab, um sich besser um ihre Geschwister kümmern zu können. Um diese Zeit lernte sie Tom kennen, den sie dann nach zwei Jahren heiratete. Sie erinnert sich immer noch lebhaft an ihre Schuldgefühle, als ihre Mutter sie vorwurfsvoll fragte: »Wer soll dann jetzt hier die Arbeit machen?« Trotzdem zog sie aus, und bald hatten Tom und sie Kinder und damit ihre eigene Familie.

Zu diesem Zeitpunkt wollte ich meine Mutter ganz einfach vergessen. Ich hatte meine eigene kleine Familie und Toms Eltern, die meine Kinder über alles liebten.

Aber eines Tages wollte meine Mutter wieder mit mir Kontakt aufnehmen. Ich lehnte das ab. Endlich hatte ich ein gewisses Druckmittel und ich wollte es ihr heimzahlen.

Um diese Zeit wurde die Ehe meiner Eltern endgültig geschieden und Mutter hatte mit Trinken aufgehört. Bemerkenswerterweise war ihr aufgegangen, dass die Kombination von Alkohol und dem Blutdruck-Medikament, das sie einnahm, sie umbringen würde. Dennoch verspürte ich nicht den Wunsch, sie zu besuchen. Ich konnte ihr einfach nicht trauen.

Einige Jahre später, nach der Geburt eines weiteren Kindes, erfuhr Kate, dass ihre Mutter bei ihrem Mann angerufen und ihn gebeten hatte, zu ihrer Familie zu Besuch kommen zu dürfen. Tom hatte sie daraufhin spontan dazu eingeladen.

Ich drehte fast durch. Ich sagte zu Tom: »Ruf sie gleich wieder an und sag ihr, dass sie nicht kommen darf. Denk dir meinetwegen irgendeinen Grund dafür aus. Das ist mein Kind, und ich will nicht, dass sie es sieht.« Ich war sehr böse. Doch später fühlte ich mich deswegen schlecht. Ich ging zu unserem Pastor, um mit ihm darüber zu sprechen. Vielleicht würde er einen Ausweg wissen.

Während ich ihm mein Dilemma erklärte, saß er einfach da und hörte mir zu. Als ich fertig war, sagte er gar nichts. Ich wartete. Ich fühlte mich mit dem, was ich getan hatte, ganz im Recht, aber ich wollte mich darin von ihm bestätigen lassen. Das tat er nicht. Er sagte nur: »Du musst mit deiner Mutter Frieden schließen.« Ich erwiderte: »Du kennst meine Mutter nicht.« Er entgegnete: »Das hat damit nichts zu tun.«

Schließlich kam meine Mutter trotzdem. Es ging ihr nicht gut und sie brauchte viel Pflege. Ich machte es ihr nicht leicht.

Während der letzten Tage ihres Besuchs spürte ich, dass sie versuchte, mir irgendetwas zu sagen. Sie schien sogar willens zu sein, sich das anzuhören, was ich ihr sagen wollte. Als wir dann miteinander sprachen, merkte ich, dass Mutter unsere Beziehung neu aufbauen wollte (und mittlerweile wollte auch ich das wieder) und fest entschlossen war, alles aus dem Weg zu räumen, was dem entgegenstand. Da wurde mir klar, dass ich ihr vergeben musste. Das tat ich dann auch. Auf der Stelle überkam mich eine Welle der Erleichterung und der Heilung. Es war unbeschreiblich. Das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben.

Nicht in allen Fällen, in denen sich Eltern und Kinder voneinander entfremdet haben, ist die Schuld so leicht in Schwarz-Weiß-Manier zuzuweisen. Susan, eine Frau in Kalifornien aus ganz anderen Familienverhältnissen, erfuhr nie einen wirklichen Missbrauch seitens ihrer Eltern. Dennoch war sie jahrelang wegen des Charakters ihrer Mutter verbittert, den sie immer als distanziert und kalt empfunden hatte. Aber sie kam wie Kate darauf, dass der einzige Weg zur gegenseitigen Heilung darin besteht, sich dem Umstand zu stellen, dass ihr so viel Liebe gefehlt hatte, und zum Vergeben bereit zu sein.

Solange ich mich überhaupt erinnern kann, hatte ich schon immer ein schwieriges Verhältnis zu meiner Mutter. Ich hatte Angst vor ihren Zornausbrüchen und beißenden, sarkastischen Worten, und ich hatte nie das Gefühl, ihr zu gefallen. Die Folge war, dass ich gegen sie innerlich eine Wut zu empfinden begann, eine glimmende, versteckte Wut, die mich gegen sie verschlossen machte. Ich hegte Erinnerungen an Ungerechtigkeiten in

meiner frühen Kindheit, an scharfe Worte und einige wenige (allerdings kaum nennenswerte) Schläge. Ich wurde für ihre Kritik äußerst empfindlich und fühlte mich immer gleich abgelehnt.

Irgendwie hatten wir nie eine offene, vertrauensvolle Beziehung. Stattdessen schaute ich zu anderen Erwachsenen in meinem Leben auf, vor allem zu meinen Lehrern. Meiner Mutter missfiel, wie sehr ich an meinen Lehrern hing, aber sie war nie fähig, das offen zu sagen. Ich kann mich entsinnen, dass ich mir wünschte, von meiner Familie wegzukommen und von einem meiner Lehrer adoptiert zu werden. Ich entsinne mich auch eines starken körperlichen Gefühls, nirgendwo richtig dazuzugehören. Das kam wie in Wellen über mich. Aber in meiner Sehnsucht, akzeptiert zu werden, versuchte ich »brav« zu sein und verbarg meine wahren Gefühle.

Als ich in die Pubertät kam, wurde alles nur noch schlimmer. Ich fand immer mehr Möglichkeiten, wie ich behutsam meine Wut abreagieren und das tun konnte, was ich wollte. Ich fand auch Mittel und Wege, um etliches hinter dem Rücken meiner Mutter zu tun. So wischte ich ihr sozusagen eins aus, als ich mit dem Priester unserer Pfarrei, mit dem meine Eltern befreundet waren, eine heimliche Affäre hatte.

Diese Beziehung hörte schließlich auf und ich ging an ein College und wohnte alleine. Dann heiratete ich. Dennoch war ich mit meiner Mutter immer noch nicht im Reinen. Es blieb ein sehr merkwürdiges Verhältnis, denn ich wollte ihr immer noch unbedingt gefallen.

Im Lauf dieser Jahre machte meine Mutter längere Phasen körperlicher und seelischer Krisen durch, aber mir fiel es schwer, mit ihr viel Mitgefühl oder auch nur großes Interesse für sie zu haben. Als sie an einem Zwölf-Schritte-Programm für Alkoholiker teilnahm, ging ich schließlich auf sie zu. Da war uns dann auch eine

wunderbare Woche beschieden, in der wir miteinander reden und uns über vieles austauschen konnten, aber danach schlug die Tür plötzlich wieder zu. Ich gab ihr die Schuld daran, obwohl ich nicht sagen kann, warum.

Schließlich wurde mir klar, dass ihr starkes, selbstbewusstes, immer sehr beherrschtes Äußeres nur ein Panzer für einen innerlich sehr unsicheren Menschen war und dass ihr viele Wunden aus ihrer Kindheit zu schaffen machten. Beide versuchten wir je auf unsere Weise, aufeinander zuzugehen, aber beide hatten wir so viel Angst davor, abgelehnt zu werden, dass wir nicht offen und ehrlich miteinander umgehen konnten. Unsere Bemühungen waren bestenfalls oberflächlich.

Der Durchbruch geschah wenige Jahre später, als mich ein Freund dazu drängte, mir auf Kassette den Vortrag eines Schriftstellers namens Charles Stanley anzuhören. Der war mir bis dahin unbekannt gewesen, aber damals suchte ich nach Antworten auf mehrere große Fragen, und so hörte ich ihn mir an, wenn auch mit einiger Zurückhaltung. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was er genau sagte, aber es ging um Beziehungen, und das war damals genau mein Thema. Der Vortrag half mir zu begreifen, dass wir beide, meine Mutter und ich, auf Grund dessen, dass wir uns voneinander entfremdet hatten, ein Stück weit aneinander schuldig geworden waren, und dass dieser Riss sich erst dann heilen lasse, wenn eine von uns die andere um Vergebung bitten würde.

Nicht lange danach besuchte ich meine Eltern. Als ich mit meiner Mutter allein war, bat ich sie um Vergebung dafür, wie ich sie in der Vergangenheit behandelt hatte und erklärte ihr, dass auch ich ihr vergäbe. Ich gab zu, dass ich mein Leben lang auf sie wütend gewesen sei, auch wenn ich nicht genau gewusst hätte, warum. Sie verstand zwar nicht, warum ich auf sie habe wütend sein können, aber auch sie entschuldigte sich bei mir für die Verletzungen,

die sie mir zugefügt hatte. Sie sagte: »Was passiert ist, ist passiert und wir können es nicht mehr ändern. Aber wir können einen Schritt nach vorn tun.«

Für jeden, der sich ausweglos im Sumpf einer schwierigen Beziehung festsitzen sieht, sind diese Worte ganz entscheidend, so einfach sie sind. Niemand kann die Vergangenheit ungeschehen machen. Aber wir alle können beschließen, das Geschehene zu vergeben, und dann können wir alle zuversichtlich weitergehen.

11 Gott vergeben

Es ist nicht richtig, wenn man versucht, alles Leid zu vermeiden. Genausowenig ist es richtig, es stoisch zu ertragen. Leid kann genutzt werden, es kann positiv verwandelt werden. Was ein Leben glücklich oder unglücklich macht, hängt nicht von den äußeren Umständen ab, sondern von unserer inneren Einstellung.

E B E R H A R D A R N O L D

Beim Thema Vergebung denken wir spontan, dabei gehe es um die Frage, ob wir bereit (oder nicht bereit) sind, jemandem, der uns verletzt hat, nicht weiterhin böse zu sein. Aber zuweilen trifft uns etwas Schlimmes, das eindeutig nicht von Menschen verursacht ist und wofür wir absolut keinen Schuldigen finden können.

Bei Menschen, die nicht an Gott glauben, kann das zu einem verschwommenen Missmut darüber führen, wie das Leben sie behandelt hat. Menschen, die an Gott glauben, bekommen manchmal Wut auf Gott. Aus unserer Unfähigkeit heraus, einen Grund für unser Lei-

den zu finden, das wir rasch als ungerecht und unverdient ansehen, begehren wir dagegen auf, geben Gott die Schuld daran und rufen: »Wie kann ein gütiger Gott *das* zulassen?« Schließlich kann aus dieser Enttäuschung Groll oder sogar Wut werden.

Es ist in vieler Hinsicht einfacher (selbst für jemanden, der nicht wirklich an eine höhere Macht glaubt), Gott Vorwürfe zu machen, als zuzulassen, dass es womöglich überhaupt niemanden gibt, dem man deswegen einen Vorwurf machen könnte. Wut ist eine berechtigte Phase des Trauerprozesses, selbst wenn es für sie kein greifbares Ziel gibt. Wir müssen sie zum Ausdruck bringen und uns mit ihr auseinandersetzen. Nur so können wir hoffen, dass wir wieder heil werden und weitermachen können.

Auf jeden Fall ist es fruchtlos, sich in eine Wut auf Gott zu verbeißen. Auch wenn wir ihn dafür verantwortlich halten, dass uns ein Leid zustieß, kann er sich bei uns nicht dafür entschuldigen. Und falls sich Umstände, die wir unbedingt anders haben möchten, einfach nicht ändern lassen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als sie geduldig anzunehmen. Wenn wir das fertig bringen, kann es sein, dass uns sogar das größte Hindernis zur Möglichkeit werden kann, reifere Menschen zu werden.

Immer wenn ich versucht bin, Gott Vorwürfe zu machen, kommt mir die Erinnerung an eine äußerst kritische Phase, die ich vor mehreren Jahren durchmachte, und was ich daraus gelernt habe. Um mich von meinem damaligen Arbeitsdruck zu erholen, fuhr ich immer wieder einmal für einige Tage im Staat New York auf eine Angeltour. Als ich einmal auf dem Heimweg von einem solchen Ausflug war, merkte ich, dass meine Stimme versagte. Zunächst nahm ich das nicht weiter ernst und dachte, nach ein paar Tagen werde das schon vorbei sein.

Aber es wurde immer schlimmer. Schließlich überwies mich mein Arzt an einen Spezialisten. Dessen Diagnose war: Lähmung der Stimmbänder.

Der Spezialist beruhigte mich, dass sich meine Stimme wieder erholen werde, aber es vergingen Wochen und schließlich Monate und es änderte sich nichts. Er verschrieb mir einfach, ich sollte meine Stimme überhaupt nicht gebrauchen (ich durfte nicht einmal flüstern). So mühsam das war, ich hielt mich gewissenhaft daran. Dennoch trat keine Besserung ein. Ich fragte mich, ob ich je wieder würde sprechen können.

Alles wurde dadurch noch schlimmer, dass meine Gemeinschaft genau in dieser Zeit in eine schwere Krise geriet, in deren Verlauf es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen mehreren langjährigen Mitgliedern kam. Bei den zahlreichen Krisensitzungen und Gruppengesprächen musste natürlich unbedingt auch ich als leitender Pfarrer meine Meinung einbringen. Aber statt Rede und Antwort stehen zu können, konnte ich nur stumm dasitzen und das Wesentliche, das ich beisteuern wollte, schriftlich einbringen.

Wenn uns eine Fähigkeit wie die Sprache oder irgendetwas anderes, das wir für selbstverständlich halten, genommen wird, lernen wir erst richtig zu schätzen, was für ein Geschenk es war. Aber ich war zu besorgt und bestürzt, um das tun zu können. Ehrlich gesagt, ich hatte eine Wut. Wenn Gott mich schon auf die Probe stellen wollte, sagte ich mir, hätte er keine schlimmere Zeit dafür auswählen können.

Erst im Lauf der Zeit wurde ich fähig, diesen ganzen lästigen Zustand unter einem anderen Blickwinkel zu sehen. Mir ging schließlich auf, dass er mir eine wichtige Chance dafür bot, mich auf flexiblere Weise auf das Leben

einzulassen, mich selbst weniger wichtig zu nehmen und aus einer unvollkommenen Situation das Beste zu machen. Nach drei Monaten begann meine Stimme wiederzukommen; jetzt, sieben Jahre danach, ist sie wieder ganz normal. Aber diese zwölf Wochen habe ich nie mehr vergessen.

Andrea, eine Frau in meiner Kirche, hatte mit einer viel schlimmeren Last zu kämpfen: Sie hatte drei Fehlgeburten, bevor sie ein gesundes Kind zur Welt brachte. Im Unterschied zu meiner Geschichte geht es bei Andrea streng genommen nicht um das Thema, ob man Gott Vorwürfe macht oder ihm »vergibt«. Sie hatte damit zu kämpfen, den Verlust ihrer Kinder annehmen zu können, ohne der Angst zu verfallen, Gott wolle sie damit irgendwie strafen. Aber wie sie es schaffte, mit ihren Gefühlen fertig zu werden und Frieden zu finden wirft Licht auf eine sehr ähnliche Thematik.

Neil und ich freuten uns riesig, als sich herausstellte, dass ich nach nur sechs Monaten Ehe schon schwanger war. Aber eines Nachts kurz vor Weihnachten bekam ich starke Schmerzen, die rasch immer schlimmer wurden. Unser Arzt wollte mich ins Krankenhaus schicken. Unsere Nachbarin, die Krankenschwester war, blieb bei mir, bis wir in die Stadt fuhren. Sie bestätigte meine schlimmste Befürchtung: Wahrscheinlich würde ich mein Kind verlieren. Der emotionale Schmerz war mindestens so schlimm wie der physische. Mein Gott, warum? Warum bei mir? Warum musst du diese kleine Seele so bald wegnehmen? Was habe ich falsch gemacht?

Um mein Leben zu retten, war eine Operation notwendig. Das Kind starb und ich brauchte Wochen, um wieder zu genesen. Was für ein ganz anderes Weihnachten war das geworden!

Wir litten furchtbar unter unserem Verlust und fühlten uns mit unserem Schmerz alleingelassen. Wenn irgendeine Verwandte zu uns sagte: »Nimm's nicht so tragisch. Das nächste Mal habt ihr sicher mehr Glück«, dann empfand ich das wie einen Schlag ins Gesicht. Mehr Glück? Wir hatten doch gerade erst ein Kind verloren, einen wirklichen, einmaligen Menschen!

Jemand schickte mir eine Karte mit dem Aufdruck: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gepriesen sei der Name des Herrn.« Das regte mich noch mehr auf. Wie sollte ich Gott wegen dieser entsetzlichen, schmerzlichen Erfahrung preisen können? Das konnte ich nicht. Und ich wurde den Gedanken nicht los, dass Gott mich irgendwie strafen wollte, auch wenn ich nicht wusste, wofür.

Unser Pastor tröstete mich: Gott sei ein liebender Gott, kein strafender, und er wolle unseren Schmerz lindern. Ich klammerte mich an seine Worte, wie sich eine Ertrinkende an eine Stange klammert, die man ihr vom Ufer her hinstreckt. Neils liebevolle Unterstützung kam mir wie ein sichtbares Zeichen dieser Liebe vor und wir merkten, dass unser Schmerz uns auf ganz neue Weise eins sein ließ. Ganz besonders tröstete mich das Psalmwort »Das Weinen dauert die Nacht durch an, aber am Morgen geht die Freude auf«, auch wenn ich von dieser aufgehenden Freude noch nichts spürte und mir vorkam, als dauere die Nacht endlos an.

Mit der Zeit und dank der liebevollen Hilfe der mich umgebenden Menschen kam ich so weit, dass ich das Gefühl hatte, diese tief schmerzliche Erfahrung habe mir eine Ahnung von der Liebe Gottes geschenkt, der sich um das Leiden der Menschen sorgt und der, so war ich überzeugt, in meinem Schmerz ganz nah bei mir war. Gott wurde für mich wirklicher und ich begann seiner Liebe zu vertrauen.

Aber als ich dann wieder ein Kind erwartete und glühend hoffte, dieses Mal werde alles gut gehen, passierte nach einigen Monaten wieder das gleiche: starke Schmerzen, Noteinlieferung ins Krankenhaus, Operation, um mein Leben zu retten. Wieder starb ein kostbarer kleiner Mensch, kurz nachdem er ins Sein getreten war. Der Schmerz zerriss mir fast das Herz. Ich schrieb in mein Tagebuch: »Ich kann kein Warum erkennen. Vielleicht kann ich das nie. Ich brauche Kraft aus dem Glauben – Hilfe!«

Neil stand mir treu zur Seite. Er hatte einige Jahre zuvor eine Schwester wegen Krebs verloren, und was er damals geschrieben hatte, – das half mir sehr: »Wir sind von Gott nur physisch auf Abstand, und dieser Abstand ist wahrscheinlich gar nicht so groß.« Daran klammerte ich mich mit ganzer Kraft.

Im Lauf der Wochen und Monate ließ dann mein Schmerz über den Verlust langsam nach, obwohl er nie ganz weg ging. Ungefähr ein Jahr danach verlor ich wieder ein ungeborenes Kind. Wieder war der Schmerz furchtbar, aber dieses Mal fragte ich nicht mehr verzweifelt nach dem Warum.

Heute ist Andrea Mutter einer wunderbaren sechsjährigen Tochter. Der Gedanke an ihre ersten drei Schwangerschaften wühlt bei ihr immer noch eine Flut von Gefühlen auf, aber sie ist nicht verbittert. Ja sie kann sogar auf zwei gute Früchte ihrer damaligen Not hinweisen: eine stärkere Liebe zu ihrem Mann, »der mit mir in die Hölle und wieder heraus gegangen ist«, und unendliche Dankbarkeit für ihr einziges Kind.

Genau wie Andrea erwarteten auch Jon und Gretchen Rhoads, ein junges Ehepaar in einer nahegelegenen Stadt,

gespannt die Geburt ihres ersten Kindes. Alan kam nach einer scheinbar normalen Schwangerschaft zur Welt. Anfangs schien alles in Ordnung zu sein. Doch nach der Entlassung aus der Klinik merkten seine Eltern, dass etwas nicht stimmte. Es war schlimm: Alan trank kaum. Sein Muskeltonus war ganz schwach. Er lag sehr still, fast reglos da, und wenn er atmete, machte er zuweilen seltsame gurgelnde Geräusche.

Alan wurde rasch in eine nahegelegene Universitätsklinik aufgenommen, aber erst als er drei Monate alt war, wurde klar, was mit ihm los war: Er würde nie gehen oder sprechen können; er war blind; und er hatte erhebliche Abnormalitäten an seinen Hüften, seinem Gehirn, seinen Ohren und seinem Magen.

Jon und Gretchen waren am Boden zerstört. Dass etwas mit ihrem Kind nicht stimmte, hatten sie zwar schon lange vermutet, aber nicht, dass es so schlimm war. Sofort begannen sie sich selbst Vorwürfe zu machen, und es dauerte nicht lange, da klagten sie auch Gott an: Warum ausgerechnet wir?

Jon sagt, er sei zwar wütend gewesen, aber er habe nie richtig sagen können, auf wen eigentlich. Auf sich selbst? Auf Gretchen? Auf Alans Ärzte? Auf Gott? Ja, vielleicht auf Gott, aber er konnte nicht erklären, warum. Dennoch versagte er es sich, bitter zu werden, sondern er kam zum Schluss: »Entweder liebt Gott uns nicht, oder Alan soll einfach so sein. Wahrscheinlich werden wir nie erfahren, warum das so sein soll, aber wenn wir uns über Alans Zustand nur grämen, zerstören wir jede Freude, die wir an ihm haben.«

Jon und Gretchen räumen beide ein, dass man über das Akzeptieren leichter reden als es in der Praxis tun kann. Oft gab es Zeiten, in denen sie am liebsten vor allem

davongelaufen wären. Und oft hielten sie es einfach nicht mehr aus, wenn noch ein Besucher kam, der ihnen sinnlose Bekundungen seines Mitgefühls machte.

Und während manche Tage einen kleinen Fortschritt und neue Hoffnung bringen, kommt es an anderen zu Rückschlägen und neuen Prüfungen. Alan hatte schon einen Luftröhrenschnitt und zahlreiche andere Operationen, darunter eine Blinddarmoperation. Wie viele Leiden wird er noch aushalten müssen?

In einer Welt, die rasch damit ist, mit »Frühdiagnose« und Abtreibung auf unvollkommene Kinder zu reagieren, weigern Alans Eltern sich, ihr Kind als Last anzusehen. »Er hat uns viel zu sagen«, schrieb Gretchen, als er fast ein Jahr alt war, »und wir sind nicht bereit, ihn herzugeben.«

Sein Händchen streckt sich mir durch ein Gewirr von Drähten entgegen und sucht meine Wange. Als ich mich hinabbeuge, um ihn aus seinem Bett zu heben, gehen seine Augenlider leicht auf und er schenkt mir ein verschlafenes Lächeln ... In den elf Monaten seit seiner Geburt war Alan schon fünfmal in der Klinik. Wir haben schon lange aufgehört zu zählen, wie oft wir mit ihm bereits zur ambulanten Behandlung waren. Jedes Mal kommen wir mit noch mehr Fragen und weniger Antworten heim; mit mehr Tränen und weniger Gewissheit. Aber wenn er sich dann an mich kuschelt und neugierig herumschaut, lächelt er. Sein Lächeln ist Balsam für mein Herz.

Wie viel Schmerz kann Alan ertragen? Welche neuen Hürden erwarten uns? Sein Luftröhrenschnitt hat uns die wenigen kleinen Abenteuer weggenommen, auf die wir uns gefreut hatten: das Fläschchen und die Aussicht, ihn an feste Nahrung gewöhnen zu können. Es gibt auch kein freudiges Gurgeln mehr und keine frustrierten Schreie.

Falls er überlebt, sagt uns der Arzt, kann es sein, dass



Alan Rhoads

er eines Tages diese Schläuche nicht mehr braucht. Falls er überlebt. Diese Worte schneiden mir ins Herz. Und dennoch macht mir sein Lächeln weiterhin Hoffnung. Er lehrt mich jeden Tag das Annehmen.

Letztlich ist es dieses »Annehmen«, von dem Gretchen schreibt, was es uns erlaubt, Gott zu »vergeben«. Ohne dieses Akzeptieren begehren wir nur ständig gegen das auf, was uns das Leben auferlegt und kämpfen gegen jedes Kreuz an, von dem wir das Gefühl haben, dass wir zu Unrecht gezwungen werden, es zu tragen. Mit dem Annehmen gewinnen wir die Fähigkeit, unsere Mühsale ins Verhältnis mit den Leiden anderer zu setzen, und die Kraft, sie zu tragen.

Trotz der manchmal eher düsteren Diagnosen der Ärzte, die ihn als Kind untersuchten, ist Alan heute ein sonniger, offener Teenager. Er kann gehen und laufen, ja

sogar tanzen. Wenn man bei der Familie zu Besuch ist, kann es sein, dass er einem auf seinem Dreirad entgegenfährt. Er kann sich zwar nicht in Worten ausdrücken (und ist auch für die Nahrungsaufnahme immer noch auf einen Schlauch angewiesen), aber er hat kein Problem damit, in Kontakt zu treten, sei es mit einem Handschlag, einem Winken, einem Grunzen oder einem verschmitzten Lachen.

Sein Vater erklärt: »Anfangs sahen wir Alan zuerst und vor allem unter dem Gesichtspunkt seiner Behinderungen. Wir beteten darum, dass er gesund werde und seine Behinderungen behoben würden. Aber im Lauf der Jahre wurden wir klüger. Jetzt beten wir darum, dass *wir* geheilt werden und die Eigenschaften an ihm sehen lernen, die ihn so vollkommen machen – vollkommen in seiner Unschuld und Liebe, in seinen Tränen und seinem Lachen.«

Oder seine Mutter sagt es so: »Natürlich ist mit Alan nicht immer alles rosig, und immer wieder heißt es bestimmte Entscheidungen zu treffen, und dann machen wir uns Sorgen, ob wir das Richtige tun. Außerdem sind da noch unsere anderen Kinder. Mich beschäftigt ständig die Frage, ob wir ihnen genug Zeit und Aufmerksamkeit schenken. Aber wenn wir uns mit diesen Fragen herumschlagen, kommen wir ständig auf das Thema Vergebung zurück. Davon hängt unser ganzes Elternsein ab. Auch unsere Ehe hängt davon ab. Es ist so absolut lebensnotwendig, immer wieder sagen zu können: »Es tut mir leid« – zueinander, zu unseren Kindern und zu Gott. Das hilft uns, immer wieder neu anzufangen, mit Frieden im Herzen – und befähigt uns, mit Alan zu lachen, wenn er seine Lieblingsmusik auf Überlautstärke hochdreht und uns an den Händen fasst, damit wir mit ihm tanzen.«

12 Sich selbst vergeben

Wenn uns nicht vergeben würde, wenn wir nicht befreit würden von den Konsequenzen dessen, was wir getan haben, dann wäre unser Handlungsspielraum sozusagen auf eine einzige Tat beschränkt, von der wir uns nie erholen würden; wir blieben für immer Opfer der Konsequenzen dieser Tat, wie der Zauberlehrling, der den Zauberspruch nicht kannte, mit dem er den Bann brechen konnte.

H A N N A H A R E N D T

Wenn wir jemandem, der uns verletzt hat, versichern, dass wir ihm das nicht länger nachtragen, muss er von seiner Seite her nur noch eines tun: unser Entgegenkommen annehmen. Dann, so meinen wir, sei die Angelegenheit bereinigt. Aber das ist oft leichter gesagt als getan. Bei vielen Menschen lässt sich das Problem, dass sie schuldig geworden sind, nicht einfach dadurch lösen, dass ihnen der andere vergibt, ja überhaupt mit keinem von außen kommenden Mittel. Sie finden erst dann wieder den inneren Frieden, wenn sie es fertig bringen, sich selbst zu vergeben.

1953 lernte ich den Lehrer Delf Fransham kennen. In diesem Jahr war er gerade aus den USA in das abgelegene südamerikanische Dorf gezogen, in dem ich aufwuchs, und an der Dorfschule unser Lehrer geworden. Wir waren in seiner Klasse zu elft, und zwar lauter Jungen. Wir waren ziemlich wild. Wenige Tage nach seiner Ankunft beschlossen wir, ihn einer Prüfung zu unterziehen.

An einem für Paraguay typischen Morgen – feucht und an die vierzig Grad heiß – boten wir ihm an, ihn auf eine Wanderung mitzunehmen. Wir gaben vor, ihm unsere Gegend zeigen zu wollen, aber in Wirklichkeit ging es uns darum, herauszubringen, was er aushielt. So führten wir ihn auf einem mindestens zwanzig Kilometer weiten Weg durch Dschungel, Prärie und Sumpfland. Kurz nach unserer Heimkehr brach er mit einem Hitzschlag zusammen.

Delf lag tagelang im Bett, aber das machte uns nicht viel aus. Wir waren mit unserem Ergebnis voll zufrieden, denn wir hatten ihm und uns bewiesen, dass er ein Schwächling war. Aber wir sollten noch unser blaues Wunder erleben. Gleich am Tag, als er wieder mit dem Unterricht begann, sagte er: »Jungs, kommt, wir machen diese Wanderung noch einmal!« Das konnten wir zuerst gar nicht recht glauben. So gingen wir noch einmal die gleiche Strecke, und dieses Mal hielt er tatsächlich die Hitze aus. Damit gewann Delf unseren Respekt und unsere Herzen, und von da an hatte er unser volles Vertrauen. Hinzu kam noch, dass er ein talentierter Sportler war. Er brachte uns Football bei und spielte es mit Begeisterung mit uns.

Jahrzehnte später erfuhr ich dann rein zufällig, warum Delf sich mit so viel Liebe und Energie auf seine Schüler eingelassen hatte: Er hatte seinen eigenen Sohn durch einen tragischen Unfall verloren.



Delf und Katie Fransham mit John, Nicholas and Anna

Eines Tages hatte er seinen kleinen Lastwagen voller Brennholz rückwärts in die Einfahrt seines Hauses gefahren. Sein damals zwanzig Monate alter Sohn Nicholas kam angerannt, um ihn zu begrüßen, aber Delf sah ihn zu spät und konnte nicht mehr bremsen. Seine Frau Karin war im Haus beschäftigt, als er den leblosen Jungen hereintrug. Sie erinnert sich:

Ich war außer mir, völlig verzweifelt, aber Delf tröstete mich. Wir brachten Nicholas zu unserem Arzt, der auch der Leichenbeschauer war, und erklärten ihm, was passiert war ...

Es bestand nie ein Zweifel daran, dass ich meinem Mann vergeben würde, denn ich wusste, dass ich genauso schuld daran war. Auch er machte mir keine Vorwürfe, sondern nur sich selbst. Wir hielten in unserer Trauer fest zusammen.

Aber sich selbst konnte Delf nicht vergeben. Der Unfall verfolgte ihn viele Jahre. Von da an nahm er sich immer sehr viel

Zeit für Kinder, Zeit, die er nicht mit dem Sohn verbringen konnte, den er getötet hatte.

Im Rückblick entsinne ich mich, dass ihm in unserer Gegenwart oft die Augen feucht wurden. Kam das wohl daher, dass er bei unserem Anblick an seinen Sohn denken musste? Sah er in uns den Jungen, zu dem Nicholas nie hatte heranwachsen können? Was immer der Grund dafür gewesen sein mag: Jedenfalls scheint Delfs feste Entschlossenheit, anderen Kindern seine volle Liebe zuzuwenden, seine Art gewesen zu sein, den Schmerz zu verarbeiten, in den er sich selbst und seine Familie gestürzt hatte, als er versehentlich sein Kind überfuhr. Ich bin davon überzeugt, dass er damit sein Grübeln und seine Schuldgefühle vertreiben konnte. Indem er andere liebte, konnte er sich selbst vergeben und wieder Ganzheit und Frieden empfinden.

David Harvey ist jetzt Anfang siebzig. Mit sechzehn war er kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs Soldat geworden. Nachdem er den Rest des Krieges vorwiegend in der Ausbildung verbracht hatte, wurde er nach Afrika verlegt, dann nach Deutschland, Italien, Hongkong, China und ans Mittelmeer. Anfangs genoss er seine Zeit in der Armee, vor allem die Kameradschaft unter den Soldaten. Aber dann geschah etwas, das sein Leben für immer veränderte.

Einen Teil meiner Dienstzeit verbrachte ich in Kenia, wo ich vorwiegend Polizeipflichten ausübte und »Terroristen« jagte. Einen Großteil der Zeit verbrachten wir mit Patrouillen in Dschungelgebieten. Bei einer dieser Patrouillenfahrten war ich an einem schrecklichen Unfall beteiligt.

Während wir einmal dalagen, um eine Bande von »Terroristen« abzupassen, wurden wir selbst aus dem Hinterhalt angegriffen. Es kam zu einer wilden Schießerei und ziemlicher Verwirrung; manche Befehle wurden missverstanden. Die Patrouille wurde in zwei Gruppen aufgeteilt. Meine Gruppe ging im Gänsemarsch einer Tierfährte entlang, während die zweite Gruppe links und rechts den Busch durchkämmte. Aber schließlich verwechselten uns diejenigen im Busch mit unseren Feinden, und so nahmen wir uns gegenseitig unter Beschuss. Direkt vor mir brachen plötzlich Soldaten aus dem Busch; ich schoss und traf unseren Patrouillenfürher direkt in den Kopf. Wir traten auf der Stelle den Rückzug an und trugen den verwundeten Mann sechzehn Stunden lang auf einer provisorischen Holzbahre durch den Dschungel, denn er benötigte dringend ärztliche Hilfe.

Schließlich kam es zu einer militärgerichtlichen Untersuchung und ich wurde von jeder Schuld freigesprochen. Aber mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. Vier Jahre danach lief meine Dienstzeit beim Militär ab und ich kehrte ins Zivilleben zurück. Das fand ich anfangs sehr schwierig. In der Armee hatte ich anstelle eines Namens eine Nummer erhalten und war darauf gedrillt gewesen, fraglos jedem Befehl zu gehorchen und zu glauben, dass alles, was mir zu tun befohlen wurde, korrekt sei. Im Zivilleben funktionierte das nicht so. Aber langsam kehrte die Normalität zurück und ich fand die Zeit, mir meine Laufbahn in der Armee in Ruhe durch den Kopf gehen zu lassen. Was mir immer sofort wieder kam, war diese Tatsache, dass ich auf meinen Kameraden geschossen hatte. Wo war er? Wie ging es ihm? Hatte er das überhaupt überlebt?

Nach etlichen Jahren fing ich an, Untersuchungen anzustellen, wo mein Kamerad von damals lebte und wie es ihm ging. Aber alle Spuren verliefen im Sand. Ich traf

frühere Kameraden, aber jeder erzählte etwas anderes, was aus ihm geworden sei. Schließlich stieß meine Frau Marion 1996 auf ein Buch, in dem genau dieser Vorfall erwähnt wurde. Ich rief den Verfasser an, der mir erzählte, er habe mit dem Betreffenden zwar schon länger keinen Kontakt mehr, aber seines Wissens nach lebe er in London.

Mir schien, dass ich wiederum nicht weiterkam. Enttäuscht beschloss ich, mich an eine Lokalzeitung zu wenden. Diese brachte in einer Wochenausgabe meine Geschichte und ein Foto von mir. Daraufhin erhielt ich binnen achtundvierzig Stunden einen Anruf von dem Mann, den ich seit Jahren suchte.

Es war eine schwierige Erfahrung. Nach einer Reihe von Telefongesprächen vereinbarten wir, uns bei mir daheim zu treffen. Er kam schließlich auch und brachte sogar Geschenke mit – dem Mann also, der ihn angeschossen hatte! Wegen meines Schusses war er halbseitig gelähmt, konnte nur mit Mühe gehen und seinen Arm kaum bewegen. Ich stellte ihm die Frage: »Kannst du mir jemals vergeben?« Da umarmte er mich spontan. Er hatte mir längst vergeben.

John Plummer führt derzeit in einer verschlafenen Stadt in Virginia das ruhige Leben eines Methodistenpfarrers, aber das war nicht immer so. Im Vietnamkrieg war er Hubschrauberpilot und 1972 an einem Napalm-Luftangriff auf das Dorf Trang Bang beteiligt. Das war der Luftangriff, der durch das preisgekrönte Foto eines Opfers, nämlich des kleinen Mädchens Phan Thi Kim Phuc, weltweit bekannt wurde.

Danach wurde John vierundzwanzig Jahre lang von diesem Foto verfolgt, das in den Augen unzähliger

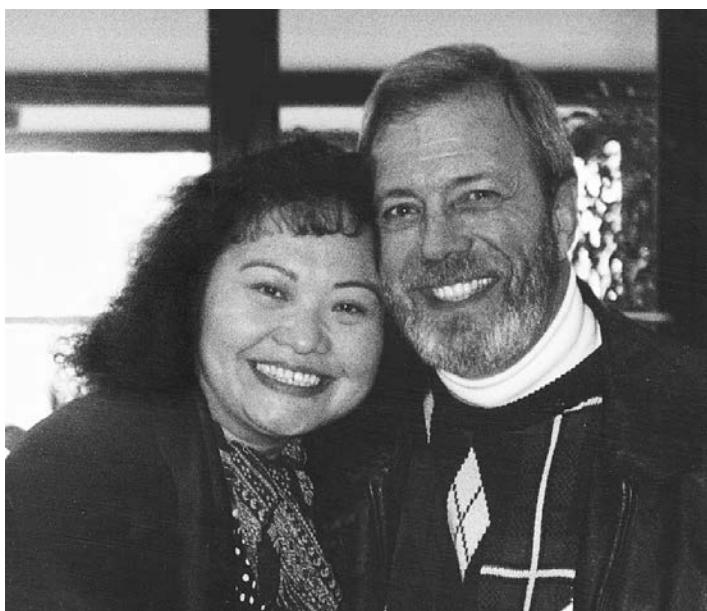
Menschen das Wesen dieses Krieges zum Ausdruck brachte: eine nackte, brennende Neunjährige läuft auf die Kamera zu, und hinter ihr steigen schwarze Rauchwolken zum Himmel auf.

Vierundzwanzig Jahre lang plagte John sein Gewissen. Er wollte dieses Mädchen unbedingt finden, um ihm sagen zu können, wie leid ihm das tue, was er getan habe, aber er konnte es einfach nicht finden. So zog er sich immer mehr in sich selbst zurück (darüber gingen zwei Ehen in die Brüche) und er begann zu trinken.

Dann kam es zu einem fast unglaublichen Zufall: Bei einer Feier am Veteranentag 1996 an der Gedenkstätte für die Opfer des Vietnamkriegs traf John Kim. Er war mit einer Gruppe früherer Piloten, die alle mit ihrer gemeinsamen Vergangenheit nicht zurechtkamen, aber fest zusammenhielten, nach Washington D.C. gereist, um dort einen Friedenskranz niederzulegen.

In einer Ansprache vor der Menschenmenge stellte Kim sich als das Mädchen auf dem berühmten Foto vor. Sie erzählte, dass sie immer noch stark unter ihren Verbrennungen leide, aber deswegen nicht verbittert sei, sondern allen sagen wolle, dass andere noch viel mehr als sie gelitten hätten: »Mein Bild steht nur für die vielen hunderttausend anderen, die umgekommen sind, oder die ganze Körperteile verloren haben. Deren ganzes Leben wurde zerstört, aber niemand hat sie fotografiert.«

Kim fuhr dann fort, sie könne zwar das Vergangene nicht ungeschehen machen, aber sie habe den Männern vergeben, die ihr Dorf ausgebombt hätten, und sie verspüre die Berufung, dem Frieden zu dienen, indem sie das gute Einvernehmen zwischen Amerika und Vietnam fördere. John war außer sich vor Aufregung, kämpfte sich durch die Menge nach vorn und schaffte es, sie



Phan Thi Kim Phuc und John Plummer

anzusprechen, bevor sie unter Polizeischutz wegging. Er stellte sich ihr als ehemaliger Vietnam-Pilot vor und erklärte, dass er sich für die Bombardierung ihres Dorfes vor vierundzwanzig Jahren verantwortlich fühle.

Kim sah meine Trauer und meinen Schmerz ... Sie streckte mir die Arme entgegen und umarmte mich. Ich konnte nur noch sagen: »Es tut mir leid, so leid ...«, immer und immer wieder. Und sie sagte immer wieder: »Ist schon gut, Ich vergebe dir.«

John sagt, es sei für ihn ungemein wichtig gewesen, Kim von Angesicht zu Angesicht zu begegnen und ihr zu sagen, dass er seit Jahren schwer darunter gelitten habe, sie derart verletzt zu haben. Er ist sich sicher: Wenn er nicht die Möglichkeit gehabt hätte, sich das von der Seele zu reden, hätte er sich selbst nie vergeben können. Wie sich herausstellte, hatte

er sogar mehr erhalten, als er sich hatte erhoffen können: Kim hatte ihm vergeben.

Beim Nachdenken darüber, wie diese kurze Begegnung sein Leben veränderte, kam John zur Überzeugung, dass man sich »die Vergebung weder verdienen kann noch ein Recht auf sie hat. Sie ist ein reines Geschenk.« Sie ist zudem ein Geheimnis. Ihm ist immer noch unbegreiflich, wie ein zweiminütiges Gespräch einen vierundzwanzig-jährigen Alptraum beenden konnte.

Pat, ebenfalls Vietnam-Veteran, ist ein freundlicher, ruhiger Mann, der Kinder und Pferde liebt. Aber im Lauf der sieben Jahre, die wir uns jetzt kennen, habe ich gemerkt, dass auch er eine dunklere Seite hat. Sie hängt damit zusammen, dass er sich selbst einfach nicht vergeben kann:

Mein Denken kreist oft um den Tod. Die Tode, die ich verursacht habe – und der Tod, den ich mir selbst herbeiwünsche – begleiten mich jeden Tag. Mit den Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, albere ich viel herum. Ich muss das tun, um meinen Schmerz zu verbergen und mich vom Nachdenken abzulenken. Ich brauche das Lachen. Das Lachen hält mir die Schwermut vom Gemüt.

Aber ich kann nicht lieben. Ein Teil meiner Seele ist verloren gegangen. Ich glaube, ich werde ihn nie mehr zurückbekommen. Ich weiß nicht, ob ich mir je vergeben kann, was ich alles falsch gemacht habe. Ich lebe von Tag zu Tag, aber ich fühle mich die ganze Zeit müde, einfach so müde. Wird das jemals aufhören? Ich weiß nicht wie. So geht es mir jetzt schon fünfundzwanzig Jahre.

Menschen wie Pat legt man oft dringend nahe, eine Psychotherapie zu machen, sich einer Selbsthilfegruppe

anzuschließen oder eine Gruppentherapie mitzumachen, damit er sich mit anderen, die ähnliche Erfahrungen haben, austauschen kann. Das hat er schon alles mitgemacht. Aber trotzdem hat er keinen Frieden gefunden. Vielleicht wünscht er sich wie John, dass er die Familien derjenigen, die er getötet hat, treffen könnte – was wohl kaum möglich ist –, oder dass er die Opfer selbst ins Leben zurückholen könnte, um sie um Vergebung zu bitten – was offensichtlich völlig unmöglich ist. Was könnte er also tun?

Eine Antwort darauf könnte der Inhalt eines Gesprächs andeuten, das der Psychiater Robert Coles einmal mit der Psychoanalytikerin Anna Freud führte. Als sie über die lange und schwierige psychische Geschichte einer älteren Patientin sprachen, kam Anna Freud plötzlich zu dem Schluss:

Bevor wir uns von dieser Dame verabschieden, sollten wir uns selbst fragen, was wir eigentlich für sie wollen – und nicht nur, was wir über sie denken, denn Gedanken über sie machen wir uns ja sowieso die ganze Zeit. Ich glaube, sie braucht keine Psychotherapie; davon hat sie schon mehr als genug gehabt. Ich befürchte, für eine Psychoanalyse würde sie mehr Jahre brauchen, als ihr der liebe Gott überhaupt zugedacht hat ... Von »uns« hat sie schon übergenug, selbst wenn sie das gar nicht weiß ... Diese arme alte Frau braucht uns überhaupt nicht ... Was sie braucht, ist Vergebung. Anstatt über ihre Gedanken zu sprechen, muss sie mit ihrer Seele Frieden machen. Irgendwo muss es einen Gott geben, der ihr hilft, ihr zuhört, sie heilt ... und wir sind bestimmt nicht diejenigen, die ihr in dieser Hinsicht helfen können!

Was Anna Freud hier sagt, ist wichtig, sogar für einen Menschen, der behauptet, nicht an Gott zu glauben. Auf einer gewissen Ebene müssen wir uns alle mit den Sei-

ten unserer selbst versöhnen, die wir am liebsten ganz austilgen würden. Wir alle sehnen uns nach der Freiheit, ohne Schuldgefühle leben zu können. In gewisser Hinsicht sehnt sich jeder von uns nach Vergebung.

Aber selbst wenn alles gesagt und getan ist, können wir diesen Frieden nicht selbst machen. Zuweilen ist der Mensch, dem wir etwas angetan haben, unfähig oder nicht willens, uns zu vergeben. Und selbst die beste Psychoanalyse und das ernsthafteste Schuldbekenntnis können nicht ausreichen, um uns dauerhafte Erleichterung oder Heilung zu schenken.

Dennoch gibt es die Kraft der Vergebung, und wie John Plummer erleben durfte, kann sie Wunder wirken, sogar wenn wir der festen Überzeugung sind, wir hätten sie gar nicht verdient. Sie fällt uns als Geschenk zu, und das oft dann, wenn wir uns am wenigsten würdig finden, sie zu empfangen. Und schließlich können wir sie genau wie jedes andere Geschenk entweder annehmen oder ablehnen. Was wir damit tun, liegt ganz bei uns.

13 Zu seiner Verantwortung stehen

Im Bekenntnis konkreter Sünden stirbt der alte Mensch unter Schmerzen einen schmachvollen Tod vor den Augen des Bruders. Weil diese Demütigung so schwer ist, meinen wir immer wieder, der Beichte vor dem Bruder ausweichen zu können ... [Doch] in dem tiefen geistig-leiblichen Schmerz der Demütigung vor dem Bruder erfahren wir ... unsere Rettung und Seligkeit!

DIETRICH BONHOEFFER

Niemand, der bis hierher gelesen hat, wird in Abrede stellen, dass Vergebung sogar dort Heilung bringen kann, wo sie unmöglich zu sein scheint. Ihre Macht mag geheimnisvoll wirken, aber es gibt sie eindeutig, und sie ist so stark, dass manche zuweilen gegen ihre vernünftigeren Instinkte von ihr mitgerissen werden. Dennoch ist es gefährlich, allzu rasch mit der Vergebung daherzukommen, das heißt, so zu tun, als lasse sie sich gleich vom nächsten Baum pflücken.

Es stimmt zwar, dass Vergebung gelegentlich leicht-

fertig gewährt und angenommen wird, oder dass sie dazu verwendet wird, die hässlichen Seiten des Lebens zu überpinseln. Aber solche Vergebung hat keine anhaltende Kraft. Sogar die aufrichtigste Erklärung, zur Vergebung bereit zu sein, nutzt sich rasch ab, wenn sie nicht einhergeht mit einer Herzensveränderung sowohl bei dem, der die Vergebung gewährt, als auch dem, der sie empfängt. Mit anderen Worten: Vergebung muss etwas kosten, wenn sie nachhaltig wirken soll.

Hinzu kommt, dass die Bitte um Vergebung wenig Wert hat, wenn man sich von ihr nur kurz einmal bewegen lässt und dann alsbald wieder in das gleiche Verhalten verfällt, für das man erst unlängst um Vergebung gebeten hatte. Es stimmt zwar, dass die Vergebung in erster Linie ein Geschenk ohne weitere Bedingungen ist; aber sie ist nutzlos, wenn man sich von ihr nicht zum Besseren verändern lässt.

Mark und Debbie, gute Bekannte von mir und Mitglieder einer kleinen Gemeinde an der amerikanischen Westküste, mussten diese schmerzliche Erfahrung machen:

Im Lauf der Jahre konnten wir beobachten, welche verheerenden Folgen es haben kann, wenn man Unrecht ignoriert oder es vertuscht. Wir lebten in einer Stadt mit mehreren Leuten in einer kleinen Gemeinschaft zusammen. Darunter war auch ein alleinstehender Mann, der sich in eine verheiratete Frau unserer Gruppe verliebt hatte. Einige von uns versuchten, diese Angelegenheit anzugehen, indem sie mit den beiden persönlich sprachen. Aber niemand wagte, es offen anzusprechen.

Aus Sorge, allzu richtend aufzutreten, zogen wir es vor, uns einzureden, das sei eine ziemlich harmlose Sache, jedenfalls nicht ernst genug, um sie in der Gemeinschaft zum Thema zu machen. Wir sagten uns: Machen wir

nicht alle zuweilen Fehler? Wer sind wir selbst, dass wir über andere zu Gericht sitzen könnten? Wir machten uns vor, dass eine Konfrontation den beiden furchtbar peinlich sein und ihr Selbstwertgefühl beschädigen würde; und zudem würde es den Kreislauf des Versagens nur weiter in Gang halten. Folglich versuchten wir, ihnen ihr Versagen einfach zu vergeben und mieden es peinlichst, mit ihnen darauf zu sprechen zu kommen. Im Rückblick sehen wir, dass unser »Mitgefühl« das Problem nur vergrößert hat ... Der Mann verließ uns schließlich, und zwei Jahre später ließ sich die betreffende Frau von ihrem Ehemann scheiden und zog ihm nach.

Vorfälle wie dieser sind durchaus nicht selten, ja sogar weit verbreitet. Oberflächlich gesehen haben sie anscheinend wenig mit dem Thema Vergebung zu tun, weil es dabei gar nicht zu einer klaren Benennung eines Fehlverhaltens kommt, und folglich auch nicht zum Eingeständnis, dass man von etwas losgesprochen werden müsste. Aber in ihrer Wurzel geht es dabei sehr wohl um Vergebung. Wer weiß, wie ganz anders die gerade geschilderte Geschichte hätte ausgehen können, falls man das Problem offen angesprochen hätte.

So selbstverständlich das klingt, muss es doch eigens gesagt werden, dass wir nicht wirklich Vergebung empfangen können, solange wir nicht die Notwendigkeit einsehen, anderen gegenüber unser Fehlverhalten zuzugeben, sei es gegenüber dem Menschen, den wir verletzt haben oder (wo das nicht möglich ist) gegenüber einem Menschen, dem wir vertrauen. Manche tun das geringschätzig als »Beichte« ab, also als etwas, das man lieber altmodischen Katholiken überlassen sollte. Andere meinen, das könne durchaus hilfreich sein, behaupten jedoch, seine Schuld könne man genauso dadurch loswerden, dass man

das eigene Fehlverhalten einsehe und beschließe, es nicht mehr zu wiederholen. Aber das ist recht töricht: Genau diese Einstellung ist dazu angetan, dauerhafte Schuldgefühle auszulösen. Deswegen schrieb Tolstoi, ein Herzensfriede, den man dadurch erlange, dass man sich auf diese Weise selbst vergebe, sei nur ein »Totsein der Seele«. Er hat nichts mit dem echten Frieden zu tun, der Menschen zuteil wird, die demütig und aufrichtig genug sind, um diejenigen, denen sie etwas angetan haben, um Vergebung zu bitten.

Schuld arbeitet im Geheimen. Sie verliert ihre Macht erst dann, wenn man sie offen ans Licht kommt lässt. Oft ist das, was uns davor zurückhält, unsere Fehler zuzugeben, unser Wunsch, vor den anderen als gut und gerecht dazustehen. Weshalb sollten wir eine törichte Entscheidung oder einen dummen Fehler offenbaren? Aber je mehr wir versuchen, solche Dinge aus unserem Bewusstsein fernzuhalten, desto stärker plagen sie uns, und sei es nur unbewusst. Schließlich häuft sich dann Schuld auf Schuld, und wir werden verkrampft und die Last drückt uns nieder.

Alex, ein alter Freund von mir, erzählt Folgendes über die Freiheit, die sich einstellt, wenn man seine Fehler offen bekennt:

Auf meiner Suche nach innerem Frieden beschäftigte ich mich intensiv mit verschiedenen Religionen und studierte Psychologie, aber ich bekam nie mehr als Teilantworten. Erst nachdem ich klar eingesehen hatte, in welchen Trümmern mein Leben lag, konnte ich erkennen, wie dringend ich mich ändern musste und wie sehr ich der Vergebung bedurfte.

Die entscheidende Erfahrung kam mir auf unerklärliche Weise und ganz unerwartet: Mir ging plötzlich auf, was für eine riesige Lawine von Unrecht ich mit meinem bisherigen Leben ausgelöst hatte. Bis dahin war mir der Blick darauf von meinem Stolz und meinem Bedürfnis, in den Augen anderer gut dazustehen, verstellt gewesen. Aber jetzt strömten unzählige Erinnerungen an alles das, was ich falsch gemacht hatte, auf mich ein, es war wie ein Fluss bitterer Galle.

Ich wollte unbedingt frei davon werden und nichts Finsteres und Hässliches und Verstecktes mehr in mir haben; ich wollte, wo immer es ging, wiedergutmachen, was ich alles falsch gemacht hatte. Da galten für mich keine Entschuldigungen – nicht jugendlicher Leichtsinn, mildernde Umstände oder schlechter Einfluss Gleichaltriger, nein: Einzig ich selbst war verantwortlich für alles, was ich getan hatte.

Seite um Seite schrieb ich alles bis in alle Einzelheiten auf. Ich hatte das Gefühl, als haue ein Engel der Buße mit seinem Schwert auf mein Herz ein, so groß war der Schmerz. Ich schrieb Dutzende von Briefen an einzelne Menschen und an Organisationen, die ich betrogen, denen ich etwas gestohlen, die ich belogen hatte. Schließlich fühlte ich mich wirklich frei.

In seinem Roman *Die Brüder Karamasow* lässt Dostojewski einen Menschen auftreten, der Jahrzehnte lang einen Mord geheim gehalten hat und, nachdem er diesen bekannt hat, ebenfalls genau diese Freiheit verspürt: »Nach so vielen Jahren empfinde ich zum ersten mal Freude und Frieden. In meinem Herzen ist der Himmel ...« Für einen Mörder kommt der »Himmel« im wirklichen Leben wahrscheinlich nicht so leicht. Dennoch sollte man das nie ausschließen.

Vor etlichen Jahren trat ich in Briefkontakt mit Michael Ross, einem Serienvergewaltiger und mehrfachen Mörder.



Michael Ross

Angesichts der Ungeheuerlichkeit seiner Verbrechen, des Entsetzens seiner Opfer in ihren letzten Minuten und der Trauer ihrer Familien ist es kein Wunder, dass ihn die meisten Menschen nur noch verachten konnten. Sie empfanden, es hätte nur das unermessliche Leid verharmlost, das er angerichtet hatte, wenn man etwas anderes getan hätte, als ihn zu hassen.

Aber wie stand es um Michaels eigenes Leid? (Nach meinem ersten Besuch bei ihm hatte ich ihn beim Abschied umarmt, worauf er schluchzend und weinend zusammengebrochen war. Seit zwei Jahrzehnten hatte ihn niemand mehr umarmt.) Was zählt es, dass er jahrelang tiefe Reue an den Tag gelegt hat? In einem seiner Briefe schrieb er mir:

Ich habe ein tiefes Schuldgefühl: eine intensive, überwältigende, alles durchdringende Schuld, die meine Seele mit finsternen, quälenden Wolken des Selbsthasses, der

Reue und Trauer umgibt ... Vor allem sehne ich mich nach Versöhnung mit dem Geist meiner Opfer, mit ihren Familien und Freunden, und schließlich mit mir und Gott.

Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass die Familien seiner Opfer Michael jemals vergeben werden. Es ist auch so gut wie unmöglich, dass die Gerichte seine Verurteilung zur Todesstrafe in lebenslängliche Haft umwandeln werden. Dennoch habe ich versucht, ihm verstehen zu helfen, dass das Schicksal, das ihm das Gesetz auferlegt, nicht das letzte Wort über ihn bedeuten muss.

Unabhängig davon, wie gepeinigt seine Seele auch sein mag, kann ein Mensch wie Michael, der willens ist, seine Schuld zuzugeben, mit viel höherer Wahrscheinlichkeit Erlösung finden als jemand, dem man sein Geständnis nur mit Überreden oder Drohungen abgenötigt hat. Sogar wenn ihm die Vergebung bis zu seinem Todestag verweigert werden sollte, müssen wir hoffen und glauben, dass ihre Kraft ihn erreichen kann – und wenn nur deshalb, weil er sich so verzweifelt nach ihr sehnt und weil er so fest entschlossen ist, sich ihrer als würdig zu erweisen.²

Es liegt auf der Hand, dass Vergebung das Leben von Menschen auf der persönlichen Ebene verwandeln kann; aber wir sollten nicht vergessen, dass sie sich auch in größerem Maßstab auf bestimmte Ereignisse auswirken kann. Tatsächlich kann es sein, dass das, was in einem Einzelnen als Veränderung einsetzt, die Menschen in seiner Umgebung derart ansteckt, dass sich das wie kreisförmige Wellen von einem Menschen zum andern immer weiter ausbreitet.

² Nachtrag: Am 13. Mai 2005 wurde Michael Ross in Somers, Connecticut, mit einer tödlichen Spritze hingerichtet. Er war 45 Jahre alt.

Vor ungefähr hundertfünfzig Jahren kam es im Schwarzwalddorf Möttlingen zu einer solchen Bewegung. Dessen inzwischen berühmter Pfarrer Johann Christoph Blumhardt hatte oft über die »Nebeldecke der Apathie« geklagt, die über seiner Pfarrei schwebte. Heute wirkt dieser Ort wieder ähnlich verschlafen, wenn man von den Strömen neugieriger Besucher absieht, die seine Kirche besichtigen kommen. Aber eine Tafel an der Mauer eines alten Fachwerkhäuses bezeugt die bemerkenswerten Ereignisse, die das Dorf dereinst zu regem Leben erweckten: »Mensch, bedenk die Ewigkeit und spotte nicht der Gnadenzeit, denn das Gericht ist nicht mehr weit.«

Die »Erweckung« von Möttlingen, wie sie heute genannt wird, begann an Silvester 1843 damit, dass ein für sein wildes Zechen und seinen Jähzorn bekannter junger Mann zum Pfarrhaus kam und mit Pfarrer Blumhardt sprechen wollte. Er vertraute dann dem Pfarrer an, dass er bereits eine ganze Woche lang nicht mehr habe schlafen können. Er habe Angst, dass er sterben werde, wenn er sein Gewissen nicht erleichtere. Blumhardt blieb zunächst vorsichtig zurückhaltend, aber als der Mann dann anfang, seinen Bericht über eine lange Reihe von schlimmen oder auch nur eher harmlosen Missetaten hervorzusprudeln, merkte er, dass er es mit seinem Bekenntnis ernst meinte.

Damit setzte eine noch nie dagewesene Welle von Bekenntnissen ein, bei denen ein reuiger Dorfbewohner nach dem andern kam, um seine geheimen Sünden zu beichten und mit erleichtertem Gewissen neu anfangen zu können. Bis zum 27. Januar 1844 waren sechzehn Menschen ins Pfarrhaus gekommen. Drei Tage später war ihre Zahl auf fünfunddreißig angewachsen. Nach weiteren zehn Tagen waren es über hundertfünfzig. Sogar aus den umliegenden Dörfern kamen einige Menschen herbei.

In Möttlingen kam es bei dieser »Erweckung« nicht zu jener pathetischen Gemütsaufwallung, wie man sie inzwischen aus vielen religiösen »Erweckungsbewegungen« kennt, wo Menschen weinend vor aller Augen ihre Missetaten bekennen und theatralisch ihre Reue demonstrieren. Was dort geschah, war viel stiller und nüchterner. Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung fühlten sich tief ins Herz getroffen, konnten sich plötzlich in all ihrer Schüchternheit erkennen und fühlten sich angetrieben, mit ihrer bisherigen Lebensart Schluss zu machen.

Am bezeichnendsten dafür war, dass diese Bewegung über alle Worte und Emotionen hinausging und die Menschen ihre Reue und Vergebung konkret zum Ausdruck brachten: Sie gaben gestohlene Dinge zurück; Feinde versöhnten sich miteinander; untreue Verhaltensweisen bekannten sie einander und zerbrochene Ehen wurden geheilt. Verbrechen, darunter ein Fall von Kindesmord, fanden ihre Aufklärung. Die Bewegung erfasste sogar die Trunkenbolde der Stadt, und sie gingen nicht mehr ins Wirtshaus.

Ich war im Lauf der Jahre schon mehrmals in Möttlingen und habe dort Blumhardts Nachkommen besucht (meine Eltern waren von seinen Schriften stark beeinflusst – von ihm habe ich meinen Namen). Dabei hat mich öfter die Frage beschäftigt, ob die Erweckung, die dort stattfand, nur ein isoliertes Ereignis war. Aber ich bin mir sicher, dass das nicht der Fall ist. Wenn die Vergebung, die ein einzelner reuiger Mann fand, zu seiner Zeit derart weitreichende Folgen haben konnte, sollte man doch glauben, dass sie auch in unserer Zeit über eine ähnliche Kraft verfügen kann.

14 Immer wieder neu vergeben

Da trat Petrus zu Jesus und fragte: Herr, wenn mein Bruder sich gegen mich verfehlt, wie oft muss ich ihm vergeben? Bis zu siebenmal? Jesus antwortete ihm: Ich sage dir: nicht bis zu siebenmal, sondern bis zu siebenundsiebzigmal.

MATTHÄUS 18, 21 – 22

Als der New Yorker Polizeibeamte Steven McDonald am Nachmittag des 12. Juli 1986 den Central Park betrat, hatte er keinen Grund, etwas Außergewöhnliches zu erwarten. In letzter Zeit war es in diesem Bereich zwar zu einer Reihe von Fahrraddiebstählen und anderen kleineren Delikten gekommen und er und sein Kollege, Sergeant Peter King, hatten darauf ein besonderes Auge. Aber das war Routine – eben Alltagsarbeit. Dann stießen sie auf eine Ansammlung verdächtig wirkender Teenager.

Als sie uns als Polizisten erkannten, stoben sie auseinander und rannten davon. Wir jagten ihnen nach, mein Kollege in eine Richtung, ich in eine andere. Nach ungefähr zehn Metern holte ich einige ein und stellte sie. Ich sagte zu ihnen: »Jungs, ich bin von der Polizei. Ich habe ein paar Fragen an euch.« Dann ermittelte ich ihre

Namen und ihren Wohnsitz. Schließlich fragte ich sie: »Warum seid ihr heute im Park?«

Während dieser Befragung bemerkte ich unten am Hosenbein des Jüngsten eine Ausbeulung – es sah aus, als habe er eine Waffe in einen seiner Socken gesteckt. Ich beugte mich nieder, um das zu überprüfen. In diesem Augenblick spürte ich jemanden über mir, und als ich aufblickte, sah ich, dass der Älteste der drei (es stellte sich später heraus, dass er fünfzehn war) eine Pistole gegen meinen Kopf richtete. Bevor ich recht begriff, was los war, hörte ich einen betäubenden Knall, aus der Mündung blitzte es und eine Kugel schlug über meinem rechten Auge ein. Ich erinnere mich deutlich an die rotorange Flamme aus dem Lauf, den Geruch des Schießpulvers und den Rauch. Ich stürzte rückwärts um und der Junge schoss ein zweites Mal auf mich und traf mich in die Kehle. Als ich auf dem Boden lag, stellte er sich über mich und schoss ein drittes Mal.

Ich verspürte starke Schmerzen und war benommen; ich wusste, dass ich im Sterben lag, aber ich wollte nicht sterben. Es war schrecklich. Mein Kollege schrie in seinen Polizei-Sprechfunk: »Zehn dreizehn Central! Zehn dreizehn!«, und als ich diesen Code hörte, wusste ich, dass es sehr schlecht um mich stand. Dann schloss ich die Augen ...

Steven erinnert sich nicht, was dann als nächstes geschah, aber als die ersten Beamten am Tatort eintrafen, fanden sie Sergeant King am Boden sitzen, überströmt von Stevens Blut. Er hielt Steven in seinen Armen und wiegte ihn weinend wie ein Kind. Im Wissen, dass es keine Sekunde zu verlieren galt, hoben die Männer Steven eilends in ihren Wagen und fuhren ihn zur nächsten Notaufnahme in Harlems Metropolitan Hospital, zwanzig Blocks weiter. Dort machten sich unverzüglich Sanitäter, Kranken-

schwwestern und Ärzte ans Werk. In den folgenden acht- undvierzig Stunden schwebte er zwischen Leben und Tod. Zu einem bestimmten Zeitpunkt sagte der leitende Arzt sogar zu Stevens Polizeikommissar: »Das schafft er nicht. Verständigen Sie die Angehörigen. Sie sollen kommen und sich von ihm verabschieden.« Aber dann überlebte er doch.

Sie schafften das Unmögliche: Sie retteten mich. Aber meine Verletzungen waren sehr schwer. Die Kugel durch meine Kehle hatte in mein Rückgrat eingeschlagen und ich konnte meine Arme und Beine nicht mehr bewegen und ohne Atemgerät nicht mehr atmen. Binnen weniger als einer Sekunde war ich vom aktiven Polizeibeamten zum behinderten Verbrechensoffer geworden. Ich war vom Hals an abwärts gelähmt.

Als der Arzt zu mir ins Zimmer kam, um mir das zu sagen, war meine Frau Patti Ann dabei. Er erklärte ihr, dass ich in ein Pflegeheim eingewiesen werden müsse. Wir hatten erst vor acht Monaten geheiratet und Patti Ann, die damals dreiundzwanzig war, war im dritten Monat schwanger. Sie stürzte zu Boden und weinte hemmungslos. Auch ich weinte, obwohl ich starr in meinem Körper eingesperrt war und mich nicht regen und nicht nach ihr greifen konnte.

Steven verbrachte die folgenden achtzehn Monate in der Klinik, zuerst in New York und dann in Colorado. Er musste regelrecht neu leben lernen, dieses Mal in vollständiger Abhängigkeit von anderen Menschen. Es gab endlos vieles, woran er sich gewöhnen musste: gefüttert und gebadet zu werden und sich auf der Toilette helfen zu lassen.

Dann, rund sechs Monate, nachdem ich angeschossen worden war, brachte Patti Ann einen kleinen Jungen zur Welt. Wir gaben ihm den Namen Conor. Für mich war Conors Geburt wie eine Botschaft von Gott, dass



Steven und Patti Ann mit Conor McDonald

ich leben sollte, ganz anders leben sollte. Und mir war klar, dass ich auf diese Botschaft hören sollte. Ich betete darum, verändert zu werden; dass der Mensch, der ich war, irgendwie ganz neu werden würde.

Dieses Gebet wurde dadurch erhört, dass ich den Wunsch verspürte, dem jungen Mann zu vergeben, der auf mich geschossen hatte. Ich wollte von all den negativen, destruktiven Gefühlen loskommen, die seine Gewalttat in mir ausgelöst hatten: Wut, Bitterkeit, Hass und ähnliche Gefühle. Von diesen Gefühlen musste ich frei werden, um meine Frau und unser Kind und die uns nahen Menschen lieben zu können.

Kurz nach Conors Geburt hielten wir dann eine Pressekonzferenz. Die Menschen wollten wissen, was ich dachte und wie es mir gehe. Damals erklärte Patti Ann allen, dass ich dem jungen Mann vergeben hätte, der mich zu töten versucht hatte.

Steve und sein Angreifer – er hieß Shavod Jones – hätten unterschiedlicher nicht sein können. Steven war Weißer, Shavod Schwarzer. Steven kam aus der Mittelschicht des Vorstadtmilieus von Long Islands County Nassau; Shavod aus einer Sozialwohnung in Harlem. Ihre kurze Begegnung hätte einmalig bleiben können. Aber Steven wollte das nicht. Im Wissen, dass sein Angreifer den Lauf von ihrer beider Leben völlig verändert hatte, fühlte er sich ihm aufrichtig verbunden:

Eigenartigerweise wurden wir Freunde. Das fing damit an, dass ich ihm schrieb. Zunächst beantwortete er meine Briefe nicht, aber dann schrieb er auch mir. Ein oder zwei Jahre später rief er eines Abends vom Gefängnis aus bei uns daheim an und entschuldigte sich bei meiner Frau, meinem Sohn und mir. Wir nahmen seine Entschuldigung an und ich sagte zu ihm, ich hoffe, eines Tages würden wir gemeinsam etwas unternehmen können. Irgendwann würden wir hoffentlich miteinander durchs Land reisen und den Menschen erzählen, wie diese Gewalttat unser beider Leben verändert hat und wie sie uns ganz neu sehen gelehrt hat, was im Leben das Wichtigste ist.

Ihr Kontakt schlief später wieder ein. Ende 1995 wurde Shavod dann aus dem Gefängnis entlassen. Drei Tage danach kam er bei einem Motorradunfall ums Leben. Manche werden meinen, Stevens Bemühungen, auf seinen Angreifer zuzugehen, seien verschwendete Mühe gewesen, aber er selbst sieht das nicht so:

Ich war für diesen Jungen ein Amtsträger, eine Uniform, die die Regierung verkörperte. Ich war für ihn das System, das zulässt, dass Hausbesitzer Mietern in desolaten Wohnungen in verkommenen Häusern hohe Mieten abpressen; ich war für ihn die Stadtbehörde,

die Armenviertel absperrt und die Bewohner daraus vertreibt, um das Gebiet sanieren zu können, ohne Rücksicht darauf, ob es gesetzestreue Bürger oder Drogenhändler und Kriminelle waren; ich war der irische Polizeibeamte, der bei einem häuslichen Streit vorbeikommt und wieder geht, ohne irgendetwas zu unternehmen, weil kein Gesetzesverstoß vorliegt.

Für Shavod Jones war ich der Feind. Er sah mich nicht als Menschen, als jemanden mit Angehörigen, die an ihm hingen, als Ehemann und baldigen Vater. Er hatte sich alle Klischees seiner Umgebung verinnerlicht: Die Polizisten sind Rassisten; sie werden gewalttätig; darum bewaffne dich gegen sie. Daraus konnte ich ihm keinen Vorwurf machen. Die Gesellschaft – seine Familie, die für ihn verantwortlichen Sozialbehörden, die Menschen, die es seinen Eltern unmöglich gemacht hatten, beieinander zu bleiben – sie alle hatten ihm gegenüber versagt, schon lange bevor er mir im Central Park begegnet war.

Wenn ich Steven in seiner Wohnung in Long Island besuche (seit wir uns 1997 kennengelernt haben, sind wir gute Freunde geworden), macht mich immer wieder das Ausmaß seiner Behinderung betroffen. Im Rollstuhl leben zu müssen, kann schon ein älterer Mensch nur schwer akzeptieren; aber schon in jungen Jahren aus einem aktiven Leben, in dem man so viel Schönes unternehmen möchte, völlig herausgerissen zu werden, ist niederschmetternd. Wenn dann dazu noch ein Kehlkopfschnitt kommt, durch den man beatmet werden muss, und die totale Abhängigkeit von einer Pflegekraft und anderen Betreuern, muss man sich von all dem zeitweise völlig eingesperrt vorkommen. Steven sieht das ganz nüchtern:

Es ist nicht leicht, gelähmt zu sein. Seit zwei Jahrzehnten habe ich meine Frau nie mehr umarmen können. Conor

ist jetzt ein junger Mann und ich werde nie mit ihm Fußball spielen können. Das ist zuweilen frustrierend – schwierig – manchmal grauenhaft.

Warum also hat er seinem Angreifer vergeben? Wieder sagt er selbst es am besten:

Ich vergab Shavod, weil ich glaube, das Einzige, was noch schlimmer wäre, als eine Kugel durch die Wirbelsäule geschossen zu bekommen, wäre, wenn ich Rachegelüsten in meinem Herzen hegen würde. Damit hätte sich die Verletzung bis in meine Seele durchgefressen und meiner Frau, meinem Sohn und anderen noch mehr zugesetzt. Es ist schlimm genug, dass mir die körperlichen Folgen für immer bleiben. Aber ich kann zumindest verhindern, dass ich auch seelisch geschädigt werde.

Noch einmal: Ich habe meine Höhen und Tiefen. Wenn ich mich an manchen Tagen nicht wohl fühle, kann wütend werden. Ich kann depressiv werden. Es gab Zeiten, da hätte ich mich am liebsten selber umgebracht. Aber ich bin zur Einsicht gekommen, dass Wut eine nutzlose Emotion ist ...

Natürlich habe ich Shavod nicht sofort vergeben. Das hat einige Zeit gebraucht. Im Lauf von vierzehn Jahren hat sich in mir einiges entwickelt. Ich denke fast jeden Tag daran. Aber eines kann ich sagen: Ich habe noch nie bedauert, ihm vergeben zu haben.

Patti Ann empfindet das Gleiche:

Es war für mich schwer, sehr schwer, dem Kerl, der auf Steven geschossen hat, *wirklich* zu vergeben. Warum musste er das tun? Das möchte ich immer noch wissen. Warum durfte mein Sohn nicht aufwachsen und das gleiche mit seinem Vater erleben wie andere Kinder auch? Mit dieser Frage haben wir immer noch zu kämpfen. Aber ich habe es schon lange gelernt, dass ich meine Wut

aufgeben muss, wenn wir weiter als Paar miteinander zurechtkommen wollen. Sonst hätten Steven und ich es beide nicht geschafft. Denn wenn etwas Derartiges in einem nagt, macht einen das langsam von innen her kaputt.

Heute ist Steven ein gefragter Referent in Schulen in New York City und Umgebung. Er hält ganze Hörsäle in Atem, wenn er seine Geschichte erzählt und Aussprachen über die zu dieser Problematik gehörigen Themen in Gang bringt. Seiner Überzeugung nach lässt sich der Kreislauf der Gewalt, der heute so viele Leben versehrt – darunter auch viele junge Leben wie das von Shavod –, nur damit durchbrechen, dass man die Mauern niederreißt, die die Menschen voneinander trennen und ihnen Angst voreinander machen. Die besten Hilfsmittel dafür, so sagt er, seien Liebe, Respekt und Vergebung.

Steven weist gern mit einem Zitat von Robert F. Kennedy darauf hin, dass »die Opfer der Gewalt Schwarze und Weiße, Reiche und Arme, Junge und Alte, Berühmte und Unbekannte sind, aber – und das ist das Wichtigste – alle sind Menschen, die von anderen Menschen geliebt und gebraucht wurden.« Und in jedem Vortrag findet er die Möglichkeit, auch von Martin Luther King zu erzählen, diesem Mann, der ihn immer wieder neu inspiriert:

Als ich noch ein ziemlich kleiner Junge war, kam Dr. King in meine Heimatstadt in New York. Meine Mutter ging zu seinem Vortrag und war von dem, was sie dort gehört hatte, sehr beeindruckt. Ich hoffe, auch für Sie sind seine Worte inspirierend. Dr. King sagte, auch im Schlechtesten von uns sei etwas Gutes, und im Besten von uns auch etwas Böses. Wenn uns das aufgehe, würden wir liebevoller und könnten einander leichter vergeben. Er sagte auch: »Vergabung ist kein gelegentlicher Akt, sondern eine

Grundhaltung.« Mit anderen Worten: Um das Vergeben können muss man sich bemühen. Genau wie Sie daran arbeiten müssen, Ihren Körper fit und Ihren Geist wach zu halten, so müssen Sie auch an Ihrem Herzen arbeiten. Vergebung ist nicht bloß eine einmalige Entscheidung. Sie müssen die Vergebung Tag für Tag *leben*.

Stevens Geschichte zeigt, wie man sich auch nach dem Entschluss, jemandem zu vergeben, ständig neu um das Vergeben bemühen muss. In der nächsten Geschichte, die von einem achtjährigen Mädchen namens Saira Sher handelt, geht es darum, dass zum Vergeben unbedingt ein erster entscheidender Schritt gehört.

Saira war drei, als sie zusammen mit ihrer Mutter in Troy, New York, eine Straße überquerte und von einem Auto angefahren wurde. Es folgten Monate mit Operationen, Reha-Maßnahmen und Therapien, aber sie wurde nie mehr ganz gesund.

Trotz des Umstands, dass sie an einen Rollstuhl gefesselt ist, nicht gehen und ihre Arme und Hände nicht gebrauchen kann (sie schreibt, indem sie den Stift mit den Zähnen hält), ist Saira heute eine lebenslustige Neunzehnjährige, die davon träumt, Sängerin in ihrer eigenen Rockband zu werden und ein Heim für behinderte Kinder zu gründen. »Äußerlich sitze ich fest, aber innerlich bin ich frei«, schrieb sie unlängst in einer Ausgabe ihrer Schülerzeitung. »Ich bin wahrscheinlich viel aktiver als alle andern, die gehen können. Alles in allem ist gelähmt zu sein gar nicht so schlimm.«

Aber wer mit ihrer Großmutter (und Hauptbetreuerin), Alice Calonga, spricht, erfährt die ganze Geschichte aus einer anderen Perspektive:

Saira baut einen richtig auf. Sie hegt keinerlei Groll. Sie ist ein durch und durch positiv eingestellter Mensch und verschwendet keinen Gedanken darauf, was ihr zugestoßen ist oder dass sie ihr Schicksal bedauern müsste. Was sie selbst angeht, ist sie einfach eine ganz normale Jugendliche. Sie hat in ihrem kurzen Leben den Menschen, die sie umgeben, schon ungemein viel mitgegeben. Aber das macht trotzdem nicht ungeschehen, was ihr angetan worden ist ...

Die ersten paar Tage nach dem Unfall werde ich nie vergessen. Wir waren in Albany auf der Intensivstation für Kinder, umgeben von einer Menge anderer Leute mit ihren Kindern. Aber da standen zwei junge Männer herum, die irgendwie auffielen, weil sie einfach so lange dastanden und zu mir herschauten. Schließlich trat einer von ihnen zu mir und fragte mich, ob ich mit dem kleinen Mädchen verwandt sei, das vom Auto angefahren worden war. Das bejahte ich. Er fragte mich, ob ich seine Großmutter sei, und ich bestätigte das.

Als ich umgekehrt ihn fragte, wer er sei, erklärte er, er sei derjenige, der es angefahren habe. Ich war verblüfft. Er fragte mich, ob ich ihm das vergeben könne. Ich versuchte, mich in seine Rolle zu versetzen und mir vorzustellen, wie am Boden zerstört ich selbst wäre, wenn ich er wäre, und wusste dann einfach, dass ich ihm vergeben musste. Das sagte ich ihm auch, und dann umarmte ich ihn.

Genau in diesem Augenblick kam meine Tochter aus der Intensivstation. Sie war entsetzt, dass ich mit diesem Mann redete und wurde sehr zornig auf mich.

Sie erzählte mir, wie der Unfall passiert war. Der Fahrer war so ungeduldig gewesen, dass er das Fahrzeug vor ihm, das vor einer roten Ampel hielt, umfahren hatte. Dabei hatte er sie und Saira angefahren. Dann hatte er versucht, Fahrerflucht zu begehen, hatte Gas gegeben und Saira ein zweites Mal erwischt und ihr dabei das Genick gebrochen und das Rückenmark verletzt.



Saira Sher

Zunächst konnte ich das gar nicht glauben. Ich sagte: »So etwas würde doch niemand tun!« Aber ich musste bald feststellen, dass meine Tochter nicht übertrieben hatte. Ich war so entsetzt, dass ich geradezu das Gefühl hatte, ich sei vergewaltigt worden. Ein Mensch, der überhaupt keinen Anspruch darauf hatte, hatte sich meine Vergebung erschwindelt ...

Trotz dieses Schocks – und des Zorns ihrer Tochter, die zu ihr gesagt hatte, sie habe kein Recht, jemandem, der das angerichtet hatte, zu vergeben – ist sich Alice inzwischen gewiss, dass sie das Richtige getan hat.

So böse mir auch manche Menschen dafür sein mögen, dass ich das getan habe, weiß ich in meinem tiefsten Herzen, dass ich diesem Fahrer aus dem richtigen Grund vergeben habe, selbst wenn ich das instinktiv getan habe. Ich kann ehrlich sagen: Wenn ich ihm nicht in diesem besonderen Augenblick vergeben hätte, wäre ich dazu

später wahrscheinlich nie mehr in der Lage gewesen. Mir ist jetzt ganz klar, dass er das nicht verdient hat. Aber ich weiß, wenn ich er wäre – wenn also ich getan hätte, was er getan hat –, so hätte ich die Vergebung gebraucht. Das hatte ich mir gedacht, als ich ihm so spontan vergeben hatte.

Natürlich habe ich inzwischen über diesen Fahrer sehr viel mehr erfahren. Er hat weiterhin das Gesetz gebrochen und anderen körperlichen Schaden zugefügt, ohne irgendeine Reue an den Tag zu legen. Als ich das letzte Mal von ihm gehört habe, hatte er siebenunddreißig Fahrverstöße in seinem Register! Es waren neunzehn gewesen, als er Saira angefahren hatte. Gott allein weiß, was er sonst noch alles angestellt hat.

Alice sagt, sie habe täglich darum zu kämpfen, dass sie zu ihrer damaligen Vergebungsgeste stehen kann. Doch fügt sie hinzu, dass dieses Kämpfen sie innerlich gestärkt habe.

Ich habe sehr lange gebraucht, bis ich über das Gefühl hinweggekommen bin, hereingelegt worden zu sein, sehr lange. Aber ich *bin* darüber hinweggekommen. Ich glaube nicht, dass er jemals meiner Vergebung würdig sein wird. Trotzdem kann ich jetzt meine Lasten viel leichter tragen, als wenn ich dazu auch noch meinen Groll mit mir herumtragen müsste. Und aus diesem Grund kann ich besser leben und meine Energie jemandem zuwenden, der sie verdient – jemandem wie Saira.

Indem Menschen wie Steven und Alice mit den Erzählungen aus ihrem Leben die Macht der Vergebung vor Augen führen, werden sie zu Beispielen und Vorbildern für andere, die vergeben wollen. Aber letztlich bleiben sie nur das: Vorbilder. Damit ihre Geschichten uns nicht bloß erbauen, sondern für uns wirklich nützlich werden, müssen wir die Punkte finden, an denen ihr Weg sich mit dem unsrigen überschneidet.

Der Weg zur Heilung und Ganzheit kann offensichtlich nicht für alle Menschen der gleiche sein. Jeder bewegt sich mit seinem ganz eigenen Schrittempo und es gibt zu ein und demselben Ziel unterschiedliche Wege. Manche Menschen finden die Kraft zum Vergeben von sich aus, andere dank der Hilfe anderer. Manche können nur dann vergeben, wenn sie ihre eigene Unfähigkeit dazu eingestehen und sich an eine höhere Macht um Hilfe wenden. Wieder andere sind überhaupt nie zum Vergeben fähig.

Mario ist ein siebenunddreißigjähriger Gefängnisinsasse, mit dem ich in Briefwechsel stehe. Er hat bislang neunzehn Jahre in Strafanstalten, Gefängnissen oder in Gewahrsam irgendwelcher anderen Art verbracht.

Das Sozialamt ließ ihn und seine Brüder gewaltsam seinen Eltern wegnehmen, die ihn missbraucht hatten, und daraufhin wurden die Jungen zwei Jahrzehnte hindurch von einem Heim zum andern herumgeschoben.

In einem Heim wurde Mario von der Leiterin verprügelt, in einem anderen von älteren Zimmergefährten missbraucht. In wieder einem anderen Heim belästigte ihn der Priester, der es führte. Er entlief immer wieder und wurde immer wieder gefasst, woraufhin er jeweils tagelang mit nichts als einer Unterhose bekleidet in einem verschlossenen Raum in Einzelhaft gehalten wurde, und das Essen wurde ihm durch eine Luke in der Tür hineingeschoben.

Mario verbrachte einen so großen Teil seines Lebens mit Drogen und Alkohol, dass ihm große Teile seiner Jugendzeit völlig verschwommen sind. Er hat so viele Selbstmordversuche unternommen, dass er sie gar nicht mehr genau zählen kann. Dennoch möchte er den Menschen vergeben können, die sein Leben zu der Hölle gemacht haben, die er erleben musste; möchte sich selbst die »idiotischen

Entscheidungen« – wie er heute sagt – vergeben können, die er im Lauf der Zeit gemacht hat; und möchte auch Vergebung für seine Vergehen erlangen (Einbruch und Alkohol am Steuer), die ihn ins Gefängnis gebracht haben.

Ich will mich hinsetzen und dir alle meine Sünden erzählen, und ich sage dir ehrlich, jede einzelne tut mir leid, sogar diejenigen, an die ich mich gar nicht mehr erinnere. Ich habe im Grund ein gutes Herz. Wenn jemand etwas brauchen würde, so würde ich ihm alles geben, was ich habe. Ich liebe die anderen Menschen, aber ich hasse mich selbst. Macht das irgendwelchen Sinn? Es tut mir weh, jemand anderen leiden zu sehen, aber zugleich habe ich jedem wehgetan, den ich je geliebt habe. Gehen alle meine Gefühle bloß in die falsche Richtung oder bin ich einfach total hirnverbrannt?

Ehrlich gesagt, eine Menge meiner Probleme kommen daher, dass ich vielen Groll nicht loswerde. Ich weiß nicht, wie ich ihn loswerden soll. In mir hat sich so viel Wut angestaut, in mir steckt soviel Hass, soviel Bitterkeit. Ich bin einfach nicht fähig, wirklich zu lieben. Nichts scheint die Dämonen in meinem Kopf bremsen zu können und nichts kann den unerklärlichen Schmerz wegnehmen, den ich tagtäglich spüre.

Wenn ich mit anderen zusammen bin, kann ich das überspielen. Ich albere dann herum und lache. Aber sobald ich allein bin, komme ich wieder zu mir, und alle diese Gefühle: Einsamkeit, Verlassensein, Rache, Selbstmord kommen mir wieder hoch und besetzen mich ganz. Ich war schon in psychiatrischer Beratung; ich habe Rehas mitgemacht und Übergangswohnheime. Ich habe schon alle einschlägigen Medikamente bekommen. Aber nichts schlägt bei mir an. Nichts.

Ich habe schon so oft Jesus angefleht, er solle in mein Leben kommen, und ein Stück weit hat er das auch

getan, denn sonst würde ich dir nicht diesen Brief hier schreiben. Aber wie werde ich den ganzen Mist los, der meinen Kopf so stark ausfüllt? Ich habe das Gefühl, dass ich gar nicht in der Lage bin, bewusst zu beschließen, mit dem Hassen aufzuhören ...

Ich weiß, meine Kindheit ist vorbei und vertan, aber ich habe immer noch einen Hass auf meine Eltern wegen dem, was sie mir und meinen Brüdern als Kindern angetan haben. Manchmal liege ich nachts im Bett und stelle mir lebhaft vor, wie ich ihnen in die Fresse hauen würde, wenn ich sie wiedersehen würde. Ich weiß, in der Bibel heißt es »Ehre deinen Vater und deine Mutter« . Aber ich werde meine Wut einfach nicht los. Ich bin durch meine Kindheit so versaut. Als ich meinen ältesten Bruder zum letzten Mal sah, lag er gerade wegen AIDS im Sterben. Ein anderer Bruder von mir ist jetzt seit vierzig Jahren in einer Psychiatrie. Ein anderer lebt nördlich von New York und prügelt seine Kinder windelweich, genau wie Vater uns windelweich geprügelt hat. Seinetwegen habe ich mehrmals das Sozialamt angerufen ...

Ich bete um Vergebung. Ich bete für andere Menschen. Ich bete darum, dass Gott mir hilft, der Mensch zu werden, als den er mich haben will. Ich bete darum, dass ich alles annehmen kann, was mir im Lauf des Tages an den Kopf geworfen wird. Ich bete darum, dass ich annehmen kann, wer ich bin.

Ich muss es lernen, wie ich den Hass loswerden kann, den ich verspüre, denn der bringt mich um. Eine meiner größten Ängste ist die, in diesem Gefängnis zu sterben. Ich fürchte, meine Seele würde hier stecken bleiben.

Ich möchte aufrichtig denen vergeben, die ich hasse, auch meinen Eltern, selbst wenn mir dauernd finstere Gedanken durch den Kopf ziehen und ich täglich darum beten muss, dass sie verschwinden. Ich sehe auch, dass mir selbst vergeben werden muss. Ich möchte unbedingt

ein guter Mensch werden und meine Lebensart ändern.

Ich habe in der Bibel gelesen, wie Jesus Menschen berührt und dadurch ihr Leben verwandelt hat. Sie mussten nur nah genug an ihn herankommen, um sein Gewand berühren zu können, und sie wurden geheilt. Ich weiß, ich bin nur ein Staubkorn unter Millionen von anderen, aber ich wünsche so sehr, dass auch ich diese Heilung finden könnte. Oder erwarte ich zu viel?

Es kann sein, dass Mario es nie erleben wird, den Menschen von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, die seine Vergebung brauchen, oder dass er mit all dem Leid fertig wird, das sie ihm zugefügt haben. Und selbst wenn er ihnen begegnen würde, wäre er vielleicht nie fähig, sich zusammenzunehmen und die Vergebung in Worte zu fassen, von der er wünscht, dass er sie ihnen zusprechen könnte. In einer solchen Situation, in der die Angst sehr groß ist, missverstanden oder ausgelacht zu werden, ist es womöglich zu schmerzlich, seine tiefsten Gefühle zu offenbaren.

Letztlich aber kommt es nicht auf die Worte an. Für Mario zählt genau wie auch bei jedem von uns in Wirklichkeit das, was wir in unserem tiefsten Inneren empfinden. Das ist es, was den Waagbalken in die Richtung neigt, in die wir in Wirklichkeit gehen wollen, ganz gleich, wie viele einander widerstreitende Gefühle uns aus dem Gleichgewicht zu werfen drohen.

Als Bud Welch seine 23-jährige Tochter Julie verlor, hatte er mit ihr auch den Stolz seines Lebens verloren; bis zum heutigen Tag kann er nicht behaupten, er hätte dem Mann vergeben, der sie ermordet hat. Trotzdem weigert er sich, der Verbitterung und der Verzweiflung die Oberhand zu

lassen und versucht stattdessen, ihr Andenken lebendig zu erhalten, indem er seinen Stolz auf sie mit anderen teilt.

Ich bin als drittes von acht Kindern auf einer Milchfarm aufgewachsen; in den letzten 34 Jahren habe ich eine Tankstelle in Oklahoma City betrieben. Bis zum 19. April 1995 - dem Tag, als Julie und weitere 167 Menschen in dem Bombenanschlag auf das Alfred P. Murrah-Gebäude getötet wurden- war mein Leben sehr einfach. Ich hatte eine kleine Tochter, die ich sehr liebte.

Julie hatte einen schweren Start; sie kam zu früh auf die Welt, doch sie überlebte und wurde gesund und stark. Sie hatte gerade das Marquette mit einem akademischen Titel in Spanisch abgeschlossen und trat eine Stelle als Übersetzerin für die Sozialversicherungsverwaltung an. Zur Stunde ihres Todes traf sie sich mit einem Leutnant der Luftwaffe, namens Eric. Am Tag nachdem Julie getötet wurde, erfuhr ich, dass sie beabsichtigt hatten, ihre Verlobung in zwei Wochen bekannt zu geben.

Mein ganzes Leben lang habe ich mich gegen die Todesstrafe eingesetzt. Freunde belehrten mich und meinten, wenn jemand aus dem Kreis meiner Angehörigen getötet würde, würde ich meine Meinung ändern »Was, wenn Julie vergewaltigt und ermordet würde?« Doch ich antwortete immer, ich würde an meinen Prinzipien festhalten. Bis zum 19. April.

Die ersten vier Wochen nach dem Bombenanschlag hatte ich so viel Wut, Schmerz, Hass und Rache in mir, dass ich verstand, weshalb ein mutmaßlicher Schwerverbrecher mit schusssicherer Weste transportiert wird. Es geschieht, weil Menschen wie ich versuchen würden ihn umzubringen.

Gegen Ende des Jahres 1995 befand ich mich in einem sehr schlechten Zustand; ich trank sehr viel und rauchte

drei Packungen Zigaretten am Tag. Emotional war ich am 19. April stehen geblieben. Ich konnte einfach nicht darüber hinweg kommen. Doch ich wusste, dass ich etwas dafür tun musste. Deswegen ging ich damals zu dem Ort, an dem die Bombe explodiert war.

Es war an einem kalten Nachmittag im Januar; ich stand da und betrachtete Hunderte von Menschen, die entlang des Drahtzaunes gingen, der den Platz umzäunte, wo das Murrah-Gebäude gestanden hatte. Ich dachte an die Todesstrafe und dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als Timothy McVeigh (und alle anderen, die für den Bombenanschlag verantwortlich waren) auf dem elektrischen Stuhl schmoren zu sehen. Doch ich fragte mich auch, ob ich mich nach ihrer Hinrichtung überhaupt besser fühlen würde. Jedes Mal, wenn ich mir diese Frage stellte, erhielt ich die gleiche Antwort: Nein. Nichts Positives würde dabei herauskommen. Es würde Julie nicht zurückbringen. Letztendlich waren es Hass und Rache, die diesen Wunsch, sie tot zu sehen, hervorbrachten; und genau diese zwei Dinge waren es, die zum Tod Julies und weiterer 167 Menschen geführt hatten...

An diesem Punkt der Erkenntnis angekommen, fand Bud zu seinem ursprünglichen Grundsatz zurück, dass die Hinrichtung von Verbrechern nicht richtig ist, und seitdem ist er ein führender Gegner der Todesstrafe. Im ganzen Land begehrt als Redner über die Sinnlosigkeit der Todesstrafe, tritt er in Kirchen und städtischen Versammlungen auf, auf Schulgeländen und Versammlungen von Gegnern der Todesstrafe. Ständig ist er unterwegs. Doch nichts von all dem, was er unternommen hat, erscheint ihm so wichtig wie seine Begegnung mit Timothys Vater:

Ein Mensch wie Bill McVeigh ist genau so Opfer wie auch ich es bin, vielleicht sogar in stärkerem Maße. Der



Bud Welch

Schmerz, durch den er und seine Familie gehen, ist unvorstellbar. Ich habe eine Tochter verloren, und wenn Timothy hingerichtet wird, wird er einen Sohn verlieren. Ich habe selbst einen Sohn und ich weiß nicht, wie ich damit umgehen würde, wenn er dafür verurteilt würde, 168 Menschen getötet zu haben. Bill muss für den Rest seines Lebens damit leben.

Ich sah Bill McVeigh zum ersten Mal im Fernsehen, einige Wochen nach dem Bombenattentat. Er arbeitete gerade an seinem Blumenbeet und er blickte ein paar Sekunden lang in die Kamera. Damals sah ich einen Vater mit unsagbar tiefem Schmerz in seinen Augen. Ich konnte das sehen, weil ich diesen Schmerz selbst erlebt hatte. Sofort wusste ich, dass ich eines Tages zu ihm gehen müsste, um ihm zu sagen, dass es mich sehr bewegte, wie er sich fühlte. Ich besuchte ihn tatsächlich. Am Tag meines Besuches war er wieder draußen im Garten.

Es verging eine halbe Stunde, die wir damit verbrachten, uns einfach kennenzulernen und dabei mit dem Fuß in die Erde stießen und Unkraut zupften. Anschließend gingen wir ins Haus, wo ich Jennifer, seine 24jährige Tochter kennenlernte. Als wir eintraten, bemerkte ich ein paar Familienbilder, die an der Wand über dem Küchentisch hingen. Am größten von allen war Timothys Bild. Ich stand da und betrachtete es. Ich wusste, dass sie mich beobachteten, also sagte ich: »Meine Güte, was für ein gutaussehender Junge.«

Draußen hatte mir Bill erzählt, dass es ihm sehr schwer fiel, Emotionen zu zeigen - dass er nicht weinen könne. »Das ist das Foto von Tims Schulabschluss«, und eine große Träne rollte seine Wange hinab.

Wir unterhielten uns noch anderthalb Stunden. Als ich mich zum Fortgehen anschickte, drückte ich Bills Hand, dann hielt ich meine Hand Jennifer entgegen. Sie nahm sie nicht. Sie warf stattdessen ihre Arme um meinen Hals. Ich weiß nicht mehr, wer zuerst anfing zu weinen, als wir uns umarmten, doch beide waren wir tränenüberströmt. Schließlich sagte ich, »Meine Liebe, in diesem Punkt sind wir für den Rest unseres Lebens vereint. Und wir können das Beste daraus machen, wenn wir es nur möchten. Ich möchte nicht, dass dein Bruder stirbt und ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um das zu verhindern.« Nie in meinem Leben habe ich mich Gott näher gefühlt als in jenem Augenblick. Mir war, als hätte man eine Last von tausend Kilo von meinen Schultern weggenommen.

Trotzdem beteuert Bud, dass er nicht den Wunsch hat, den Mörder seiner Tochter zu sehen. Manchmal zweifelt er sogar, ob er ihm wirklich vergeben hat:

Zumindest denke ich nicht, dass ich ihm vergeben habe. Ich hielt einen Vortrag an der Landesuniversität Oklahoma und der Bischof von Tulsa war dabei. Ich erzählte der Gruppe von meinem Ringen und davon, dass ich das Gefühl hätte, ihm nicht vergeben zu haben. Jedenfalls unterbrach mich der Bischof und sagte, »Doch, ich denke, Sie haben ihm vergeben.« Und er fing an, Verse aus der Bibel zu zitieren, was ich nicht so gut kann. Doch er ist Bischof und ich nehme an, dass er dafür qualifiziert ist. Ich glaube, er versuchte mich zu überzeugen, dass ich Timothy vergeben hätte und vielleicht stimmt es auch.

Trotzdem kenne ich auch Augenblicke der Wut. Ich erinnere mich, wie ich das Schulgelände eines Gymnasiums in Kalifornien überquerte, um vor einer Schulversammlung zu sprechen; ich sah mich um, während ich ging: der Ort erinnerte mich an Julius Gymnasium. Plötzlich traf mich diese Wut. Hier war ich also, um vor einer ganzen Hörerschaft von Jugendlichen über meine Ablehnung der Todesstrafe zu sprechen und ich dachte bei mir: »Der Mistkerl verdient es gar nicht zu leben.«

Ich weiß, dass ich nicht möchte, dass Timothy getötet wird, denn sobald er tot ist, wird es zu spät sein, ihm vergeben zu können.³ So lange er am Leben ist, muss ich mit meinen Gefühlen ringen. Doch ich erlebe auch Rückschläge, sogar dann, wenn ich sicher bin, dass ich vergeben möchte. Vielleicht kann ich deshalb nicht mit dem Wort »innerer Friede« umgehen. Ich kann es nicht mehr hören. Das erste Mal, als mich jemand nach dem inneren Frieden fragte, war es an dem Tag nach Julius Beerdigung. Natürlich ging ich damals noch durch die Hölle. Gewissermaßen stecke ich noch immer drin. Wie kann es jemals inneren Frieden geben? Ein Teil meines Herzens wurde weggerissen.

Bud inspirierte mich seit dem ersten Mal, als wir uns begegneten, und jedes Mal, wenn ich ihn sehe, merke ich bei ihm einen festeren Entschluss, aus der Tragödie, die ihn getroffen hat, das Beste zu machen. Es war zwar der Kummer, der ihn dazu brachte, die Familie des Mörders seiner Tochter zu besuchen, aber jetzt ist es ihr lebensbejahender Geist, der ihn zum Handeln treibt. Auch wenn er die Heilung, die er sich wünscht, noch nicht gefunden hat, ist sein Weg - wie jeder Weg der Vergebung - von Hoffnung geprägt:

³ Trotz des Protests von Bud Welch wurde Timothy McVeigh am 11. Juni 2001 in Terre Haute im US-Bundesstaat Indiana durch eine tödliche Injektion hingerichtet.

Es ist ein Kampf, doch es ist ein notwendiger Kampf. Jedenfalls sieht Vergebung nicht so aus: man wacht einfach eines Morgens auf und ist entschlossen zu vergeben. Man muss sich durcharbeiten durch Wut und Hass, so lange diese Gefühle da sind. Man muss versuchen, an jedem Tag sein Leben ein wenig besser zu gestalten als am Tag davor.

15 Vergebung breitet sich wellenförmig aus

Die dienende Liebe ist im Vergleich mit der Liebe unserer Träume etwas Herbes und Mühsames. Die Liebe, von der wir träumen, ist auf rasches Handeln vor den Augen aller anderen aus. Die Menschen geben ihr Leben bereitwillig hin, sofern nur die Tortur nicht zu lange dauert ... und wenn alle zusehen und Beifall klatschen. Aber zur aktiven Liebe gehören Anstrengung und Standhaftigkeit.

F J O D O R D O S T O J E W S K I

Wenn ich früher den Namen »Ruanda« hörte, kam mir unwillkürlich sofort der Begriff »Völkermord« in den Kopf, und mit diesem zusammen tauchten entsetzliche Bilder aus dem Jahr 1994 auf, als in einer der schlimmsten Massentötungen der neueren Geschichte ganze Dörfer ausgelöscht wurden. Wenn ich dagegen heute diesen Namen höre, kommt mir spontan ein anderes Wort in den Sinn, nämlich »Vergebung«, und zugleich muss ich an die Fähigkeit des Vergebens denken, sogar

in die düstersten Kapitel der Menschheitsgeschichte ein Stück Erlösung hineintragen zu können. Zu dieser Veränderung meiner Reaktionsweise kam es 2008, nachdem ich Jean-Paul Samputu kennengelernt hatte.

Jean-Paul ist ein Musiker von Weltklasse mit einem randvollen Konzertprogramm; zuweilen hat man ihn schon mit Paul Simon verglichen. Er ist weltweit aufgetreten, von ländlichen Gegenden Afrikas bis zum Lincoln Center in New York und hat zahlreiche Preise gewonnen, darunter den begehrten Kora Award. Aber es war nicht seine Musik, die meine Aufmerksamkeit erregt hat, sondern sein Weg von Wut und Hass zu Vergebung und Freude.

Stellen Sie sich das vor: Binnen neunzig Tagen wurden eine Million Menschen ermordet! Freunde töteten Freunde, Brüder töteten Brüder, Schwestern töteten Schwestern und Kinder töteten ihre Eltern. Eltern töteten ihre Kinder und Männer ihre Frauen ...

Derweil war ich auf Konzertreisen in Burundi und Uganda. In Ruanda war ich sehr bekannt und mein Vater hatte mir geraten, ins Ausland zu fliehen. Aber im Juli 1994 ging ich wieder heim, gleich nach Ende des Völkermords.

Ich wusste bereits, dass meine Eltern tot waren. Sie waren im Mai in Butare, unserem Heimatdorf südlich der Hauptstadt, umgekommen. Auch drei meiner Brüder waren ermordet worden, sowie meine 34-jährige Schwester. Es war entsetzlich.

Meine Familienangehörigen sind Tutsi und unsere Nachbarn töteten alle aus unserem Volk. Ich hatte gehofft, meine Schwester sei in Sicherheit, weil sie mit einem Hutu verheiratet war. Das war aber nicht so. Sie brachten sie nach und nach um, im Lauf von drei Tagen. Es gibt vieles, über das ich gar nicht sprechen kann ...

Als ich nach Ruanda zurückkehrte, begab ich mich gleich nach Butare und suchte mein Elternhaus auf. Es stand leer. Ich suchte nach Nachbarn. Weit und breit war niemand zu sehen. Überall lagen Leichen herum. Und der Gestank! Schließlich fand ich einige Überlebende und ich erfuhr, wer meine Eltern getötet hatte. Es war Vincent gewesen, mein bester Freund aus Kindertagen. Wir waren gemeinsam aufgewachsen und hatten miteinander Fußball gespielt. Ich war wie gelähmt – am Boden zerstört.

Praktisch jeder – jeder Tutsi – hat 1994 Familienangehörige verloren. Aber mir vorzustellen, dass mein bester Freund meine Eltern getötet hatte! Ich fing an, zu trinken und Drogen zu nehmen. Ich trank schließlich pro Tag eine ganze Flasche Waragi, eine afrikanische Art Gin. Ich fragte mich, warum ich nicht starb. Jetzt weiß ich es.

Die anschließenden neun Jahre lebte ich wie benommen. Meine Wut, mein Schmerz und meine Bitterkeit waren verheerend. In mir tobte ein Krieg und riss mich fast in Stücke. Ich konnte überhaupt nicht mehr singen, weil ich immer betrunken war. Ich konnte keine Verträge mehr einhalten; ich war gar nicht mehr fähig, auf einer Bühne zu stehen.

Ich ging nach Uganda, und dort versuchten mir Freunde zu helfen. Sie brachten mich zu einem Medizinmann nach dem anderen, aber nichts half. Ich war wütend auf mich selbst und auf Gott. »Gott, wo warst du damals?«, fragte ich ihn immer und immer wieder. »Wie konntest du all das zulassen?«

Um diese Zeit bekam meine Frau ein Kind, Claudia. Es war schwer behindert. Das machte mich noch wütender. Ich gab Gott die Schuld daran. Es machte uns fertig, dieses Kind zu haben, und wir machten uns seinetwegen gegenseitig heftige Vorwürfe ...

1998 wanderten die Samputus nach Kanada aus. Sie ließen sich in Montreal nieder, wo es eine ziemlich große Gemeinschaft ruandischer Einwanderer gibt, und bekamen ein weiteres Kind. Im Jahr 2000 trennten sie sich. Jean-Paul ging nach Afrika zurück.

Ich ging nach Uganda – dort war ich ein Star – und gab ein großes Konzert. Ich verdiente wieder viel Geld. Aber wegen meiner Alkohol- und Drogenprobleme landete ich immer wieder im Gefängnis. Ich kenne dort alle Gefängnisse: Ich habe schon in jedem von ihnen einige Zeit eingesessen.

Schließlich bezahlte einer meiner Brüder eine Menge Geld, damit ich wieder herauskam, und ich ging zu ihm nach Kenia, wo er lebte. Während meines dortigen Aufenthalts kam ein Freund der Familie seiner Frau zu uns zu Besuch, ein Evangelist namens Moses. Er erklärte, dass er meinetwegen gekommen sei; Gott habe ihm gesagt, er solle mich aufsuchen und für mich beten.

Ich war zurückhaltend, aber hörte ihn an und ließ ihn für mich beten. Ehrlich gesagt, ich war zu diesem Zeitpunkt zu allem bereit. Ich hatte überhaupt keine andere Wahl mehr. Nichts anderes hatte mir geholfen.

Die Gebete von Moses wirkten. Er half mir, meinen Alkoholismus und meine Drogensucht zu überwinden, indem er diesen Dämonen befahl, mich zu verlassen. Er sagte: »Im Namen Jesu befehle ich euch: Fahrt aus ihm heraus!« Wann immer er den Namen Jesu aussprach, empfand ich etwas Eigenartiges. Oft fiel ich zu Boden oder musste mich sogar erbrechen. Das ist schwer zu beschreiben. Ich kann nur sagen: Wenn dieser Mann betete, hatte das eine unglaublich starke Wirkung.

Zuerst sagte ich zu ihm: »Du bist der beste Mediziner, den ich kenne.« (Nur solche Ärzte kannte ich.) Er sagte lachend: »Nein, ich bin kein Mediziner.« Und

als ich mich bei ihm bedankte, beteuerte er, dass er nichts anderes getan habe, als zu beten. »Bedank dich nicht bei mir. Nicht ich habe dich geheilt. Das war Jesus.« Bald bekam ich Sehnsucht nach Jesus. Ich wollte über ihn mehr erfahren, wollte wissen, wer er war. Drei Monate danach hörte ich mit Trinken auf und nahm auch keine Drogen mehr.

2003 zog ich wieder nach Uganda zurück. Ich war jetzt Christ und alle Zeitungen schrieben darüber, genau wie sie früher immer berichtet hatten, wenn ich ins Gefängnis gekommen war. Es war eine Sensation: »Samputu ändert sein Leben.« »Samputu glaubt ans Gebet.« Ich ging zum Sseguku, Ugandas berühmtem Berg des Gebets. Dorthin kommen von überallher Menschen, um Gott nahe zu sein. Ich verbrachte dort drei Monate allein und versuchte, Jesus zu finden.

Auf dem Sseguku betete und betete ich und stellte Gott alle meine Fragen. Ich bekam immer die gleiche Antwort. Sie kam mir in Träumen und durch eine Stimme, mit der ich zu sprechen schien. Das geschah Nacht für Nacht, und die Botschaft war immer die gleiche: Du musst vergeben.

Ich besuchte auf dem Berg regelmäßig eine Kirche und dort wurde das gleiche gepredigt. Ich wollte es nicht hören, aber ich entkam dem gar nicht. Immer und immer wieder hörte ich diese Stimme, die im Schlaf zu mir sagte: »Du wirst nur gesund, wenn du vergibst.« Aber ich sperrte mich noch mindestens ein Jahr lang weiterhin dagegen.

Noch einmal: Ich war Christ. Ich hatte mit Trinken aufgehört. Ich war von den Drogen losgekommen. Aber ich war noch nicht voll und ganz erlöst und geheilt. Ich war »okay«, aber tief in mir gab es immer noch eine große Bitterkeit. Das war das Problem. Es genügt nämlich nicht, Christ zu sein, und nicht einmal, die ganze Bibel in- und auswendig zu kennen. Das ist erst das halbe Programm. Das Wichtigste ist, dass man lebt, was man weiß – also die Wahrheit lebt.

Für mich bedeutete das: Ich musste bereuen und hingehen, um alle Schulden zu begleichen, die ich noch irgendwo hatte. Ich musste alle um Vergebung bitten, die ich verletzt hatte. Ich musste Vincent vergeben und ich musste meiner Frau vergeben.

Das war ein harter Kampf. Ich sagte weiterhin Nein. Nein! Es dauerte Monate. Dann wurde mir eines Tages alles zu viel. Ich musste nachgeben, musste Ja sagen. Ich sagte zu mir: »Jetzt bin ich so weit, um Vincent zu vergeben.« Damit war ich erlöst, war völlig geheilt und von allem, was in meiner Vergangenheit war, befreit. Ich hatte Frieden im Herzen. Und das nur deswegen, weil ich endlich zu dieser Stimme Ja gesagt hatte. Ich rief meine Frau an. Ich suchte nach Vincent. Er war im Gefängnis, aber ich fand seine Frau Regina und trug ihr auf, Vincent zu sagen, dass ich ihm vergeben hätte ...

Auf meine Nachfrage, was genau Jean-Paul bewogen habe, seinem alten Freund zu vergeben, sagte er, dass er sich Sorgen gemacht hatte, er könne selbst zum Mörder werden:

Es ist gut, dass ich Vincent nicht gefunden habe, bevor ich ihm vergeben konnte. Ich hatte noch nie jemandem etwas angetan, aber mich trieb der Gedanke um, ihn umzubringen. Und wenn ich das nicht persönlich hätte tun können, hätte ich jemand anderen damit beauftragt. Dahin führt der Hass: Du wirst schließlich selbst zum Killer, sogar wenn du gar keine Ahnung hast, wie du das anstellen sollst.

Als ich Vincent schließlich vergab, tat er sich schwer damit, mir das zu glauben. Er sagte zu seiner Frau: »Wie soll er denn das fertig bringen, nach all dem, was ich getan habe?« Er war sich sicher, das sei nur ein Trick, eine politische List. Aber seine Frau sagte zu ihm: »Ich habe mit Samputu gesprochen. Wenn du seine Vergebung



Vincent Ntkirutimana und Jean-Paul Samputu

nicht annimmst, ist das dein Problem. Aber eines will ich dir sagen: Nicht er vergibt dir, sondern Gott. Das ist Gottes Gnade.«

Schließlich glaubte Vincent mir, und das führte zu etwas Bemerkenswertem. Bis dahin hatte seine Frau ihn nicht mehr bei sich im Haus haben wollen. Sie hielt es nicht aus, mit einem Mörder zusammenzuleben, der keine Reue empfand. Aber nachdem Vincent meine Vergebung angenommen hatte (er hatte eingesehen, dass Gott dahinter steckte), wurde er fähig, Reue zu empfinden und vergab auch sich selbst. Und dann vergab ihm auch Regina. Sie sagte zu ihm: »Wenn Gott dir durch Samputu vergeben kann, dann sollte auch ich in der Lage sein, dir zu vergeben.« Und auch ihre Kinder vergaben ihm. Jetzt ist er daheim. Die Familie ist beieinander. Wenn ich ins Dorf komme, gehe ich zu ihnen zum Essen. So wirkt die Macht der Vergebung.

Jean-Pauls Verwandlung brachte auch seine eigene Familie wieder zusammen. 2005 zog er wieder zu seiner Frau und seinen Kindern nach Kanada.

Seit damals sind in meinem Leben viele Wunder passiert. Gott sprach zu uns durch die Betreuerin unserer behinderten Tochter und öffnete uns die Augen dafür, dass sie kein Krüppel, sondern ein Engel ist. Sie sagte: »Gott hat Claudia erschaffen und in seinen Augen ist an ihr nichts Schlechtes. Ihr fühlt euch schlecht, weil ihr so ein Kind habt. Ihr wollt sie nicht einmal anschauen. Ihr solltet stolz auf sie sein.«

Als ich Claudia das nächste Mal besuchte (sie ist nicht in der Lage, bei uns zu wohnen, sondern lebt in einer besonderen Einrichtung), musste ich weinen und mein Sohn sah das. »Warum weinst du?«, fragte er mich. Dann beteten wir mit ihr zusammen. Ich konnte endlich sagen: »Gott gab mir dieses Kind.«

Dank der Betreuerin von Claudia kam ich so weit, dass ich spüren konnte: Mit einer solchen Tochter bin ich gesegnet. Und heute machen meine Frau und ich einander ihretwegen keine Vorwürfe mehr, sondern wir wissen, was für ein Schatz sie ist. Jetzt weiß ich, warum ich nicht starb, als ich versuchte, mich mit Drogen und Trinken umzubringen. Gott bewahrte mich davor, damit ich ein guter Vater sein konnte.

Wie Jean-Pauls Geschichte deutlich vor Augen führt, ist Vergeben eine zutiefst persönliche Angelegenheit. Letztlich muss jeder von uns auf seine eigene Art und zu seiner eigenen Zeit in seinem innersten Herzen Heilung finden. Andererseits ist Vergebung viel mehr als nur eine individuelle Angelegenheit. Obwohl es zunächst nur Einzelne miteinander

verbindet, kann die Vergebung sich wellenförmig ausbreiten und auf diese Weise starke soziale Auswirkungen haben und ganze Gesellschaften verändern.

Die bekanntesten Beispiele aus der Geschichte sind dafür Martin Luther Kings Rolle in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und Gandhis Kampf um die Unabhängigkeit Indiens. Aber es gibt auch noch viele andere. Ganze Bände ließen sich allein über die »Kommission für Wahrheit und Versöhnung« in Südafrika schreiben sowie über die Anhörungen, die sie Mitte der 1990er Jahre veranstaltete. Unter ihrer Leitung ließen sich Hunderte von Opfern und Tätern mit der früheren brutalen Apartheid-Politik des Landes konfrontieren, in der Hoffnung, dadurch erlöst zu werden und dann zum Aufbau einer stabileren Gesellschaft beitragen zu können.

1999 (und noch einmal 2000) reisten meine Frau und ich als Teilnehmer einer speziellen »Friedensreise« durch Nordirland und begegneten dort Hunderten von Erwachsenen – und was noch inspirierender war, auch Hunderten von Kindern –, die sich zusammengefunden hatten, um die Wunden der sogenannten »Unruhen« dieser Gegend zu heilen, indem sie zwischen den katholischen und protestantischen Bürgern Dialog und Versöhnung förderten.

Fast zehn Jahre danach geschieht das gleiche auch in Ruanda. Als Beispiel sei die Stadt Nyamata südlich von Kigali genannt. Als im Frühjahr 1994 der Völkermord anfang, befanden sich die jugendliche Tutsi Mukamana und der Hutu-Farmer Aziri in gegnerischen Lagern.

Als Mukamana an einem Tag im April vom Brunnen heimkam, fand sie ihre gesamte Familie mit Macheten ermordet vor. Sie versteckte sich in einem Feld und floh später nach Burundi.

Der Farmer Aziri hatte an diesem Massaker zwar nicht teilgenommen, gestand aber später, dass auch er in diesem Gebiet Menschen getötet hatte.

Heute, mehr als 15 Jahre nach dem Völkermord, sind die beiden wieder Nachbarn und besuchen sonntags sogar die gleiche Kirche. »Wir helfen uns gegenseitig«, erklärte Aziri einem Reporter des Nachrichtendienstes IRIN der UNO. »Wenn das Mitglied einer Familie krank ist, helfen wir mit aus.« Und Mukamana fügte hinzu, was noch bezeichnender ist: »Unsere Kinder sind eng befreundet.«

Zusammen mit rund vierzig anderen Familien in Nyamata sind Mukamana und Aziri Mitglieder einer Gemeinschaft, in der Überlebende und geständige Täter des Völkermords Seite an Seite miteinander leben. Ihre Siedlung, der sie den Namen »Imidugudo« (»Versöhnungsdorf«) gaben, wurde von dem anglikanischen Geistlichen Steven Gahigi gegründet, dessen Mutter, Vater und Geschwister 1994 alle getötet wurden.

Gahigi hatte geglaubt, er habe seine Fähigkeit zum Vergeben verloren: »Ich betete, bis ich eines Nachts ein Bild Jesu Christi am Kreuz sah ... Mir kam der Gedanke, wie er vergeben hat, und da wusste ich, dass ich und andere das auch tun können.« Inspiriert von seiner Vision, begann Gahigi Vergebung zu predigen. Das tat er nicht nur in Nyamata, sondern auch in den Gefängnissen, in denen Hutu-Täter auf ihren Prozess warteten. (2003 entließ die Regierung Tausende von ihnen, weil die Gefängnisse zu stark überfüllt waren.)

Das Vergeben zu lernen war nicht leicht, erzählen die Dorfbewohner. Und Mukamana gesteht: »Lange Zeit war ich der Überzeugung, ich könne das nie vergeben.« Aber wo immer Menschen willens sind, sich ehrlich der Vergangenheit zu stellen, können alte Wunden geheilt werden

und erstaunliche Dinge passieren. Das scheint der Grund dafür zu sein, dass in Imidugudo Vergebung möglich geworden ist. Dort erzählen die Eltern sogar ihren Kindern, welche Rolle sie 1994 gespielt haben. Xavier Namay, ein geständiger Täter, sagt: »Der Völkermord hat enorme Folgen sowohl für diejenigen, die ihn begingen, als auch für die Überlebenden. Meine Kinder müssen wissen, was ich getan habe, damit sie dieses Land positiv neu aufbauen können.«

In den letzten Jahren sind überall ähnliche Initiativen aufgebrochen. Von Israel bis Indonesien, von Bagdad bis zum Balkan leisten Gruppen wie die »Christlichen Friedensstifter-Teams« (CPT der Mennoniten und Quäker) und das »American Friends Service Committee« (AFSC der Quäker) und andere Nichtregierungsorganisationen intensive Versöhnungsarbeit, weil das der einzige Weg zur Beilegung ethnischer Konflikte ist. In den meisten Fällen bleiben angesichts des Ausmaßes der Probleme, die sie anpacken, ihre Ergebnisse bescheiden. Auf Siege folgen oft wieder Rückschläge und oft wirft man ihnen unbegründeten Optimismus oder Idealismus vor. Als ich im Februar 2009 an einer Versöhnungskonferenz in Ruanda teilnahm, traf ich zum Beispiel eine Menge Menschen, die ihre ganze Energie darauf verwenden, eine auf Liebe und Vertrauen beruhende Gesellschaft aufzubauen. Aber die Zahl derjenigen, die behaupten, Versöhnung sei ein leerer Traum, ist immer noch um ein Vielfaches größer. Manche dieser Leute propagieren sogar die gleichen alten Ideologien, die zum Völkermord führten. Diese Realitäten sieht Jean-Paul ganz nüchtern:

Es stimmt, dass der Kreislauf der Gewalt oft endlos zu sein scheint. Jede Gewalttat ruft eine weitere hervor. Jeder Mensch scheint seinen eigenen Feind zu haben,

jede Menschengruppe den ihren. Paradoxerweise gibt es diese »Feinde« oft schon gar nicht mehr. In vielen Fällen sind sie gar nicht mehr am Leben. Für mich sind die wahren Feinde diejenigen, mit denen wir alle zu kämpfen haben: die Wut und Bitterkeit, die wir tagsüber mit uns herumtragen und die Furcht und Angst, mit der wir nachts schlafen. Wir brauchen dazu gar keine anderen Menschen! Wir bringen uns selbst um.

Die Menschen sitzen immer noch in Gefängnissen: der Angst, der Wut, des Misstrauens, des Verdachts, der Rache. Es gibt immer noch viel Bitterkeit und Groll. Die rassistischen Theorien, die zu den Massenmorden von 1994 führten, werden weiterhin in unseren Schulen gelehrt. Menschen, die jahrelang hinter Gittern waren, kommen jetzt heim, und wenn du einem von ihnen begegnest, der deine eigene Cousine, deinen Onkel oder deine Mutter ermordet hat, dann kannst du mit ihm nicht einfach so reden, als wäre nichts gewesen. Das ist ohne große Liebe nicht möglich. Nur die Liebe kann uns von alten Hassgefühlen und Fesseln befreien und echte Heilung bewirken.

Auf der ganzen Welt schlagen Menschen solche Wunden, nicht nur in Ruanda. Tragischerweise tun sie so, als gebe es daraus keinen Ausweg. Sie sagen: »Das passiert halt.« »So ist das Leben nun einmal.« Wie man das lösen könnte, nämlich mit dem Vergeben, darüber wollen sie gar nicht reden. Nur eine Kultur der Vergebung kann den Kreislauf der Gewalt und Verzweiflung beenden und neue Kreisläufe der Hoffnung und Liebe in Gang setzen.

Das wird nicht über Nacht geschehen, denn zum Vergeben bedarf es einer ganz persönlichen Entscheidung. Man muss dabei seiner Seele auf den Grund kommen. Den Menschen muss gezeigt werden, warum sie sich die ganze Mühe machen sollten. Sie müssen Geschichten über die Vergebung zu hören bekommen, damit sie von

ihnen berührt werden. Und sie brauchen eine Vision, wie alles sein könnte, damit sie wieder Hoffnung schöpfen.

Das Wesentliche einer solchen Vision ist in einem alten afro-amerikanischen Freiheitslied der aus den sechziger Jahren enthalten, an das ich mich noch deutlich erinnere. Sein Text lautete: »Eines Menschen Hände können kein Gefängnis niederreißen, / Zweier Menschen Hände können kein Gefängnis niederreißen, / Aber wenn zwei und zwei und fünfzig sich zusammentun, / Werden wir den Tag erleben, da es geht...« Das ist die Hoffnung, die in einer Handvoll Dörfer im Kosovo die Opfer und Täter der »ethnischen Säuberung« zusammenführte, um den Boden eines gemeinsamen Gartens zu bestellen; das ist die Hoffnung, die auf den indonesischen Maluka-Inseln christliche Überlebende der Verfolgung durch Muslime im Jahr 1998-1999 dazu bewegte, denen zu vergeben, die ihre Häuser niedergebrannt und ihre Frauen und Töchter vergewaltigt hatten.

Diese Hoffnung ist es auch, die immer wieder rund um die Welt weitere kreative Impulse weckt, wie etwa im Sommer 2008 das Theaterprojekt in Pittsburgh, das israelische Juden, arabische Muslime und amerikanische Christen zum Aufbau einer Gemeinschaft anregte. Sie hielten sich an die »Playback«-Methode, eine Dramatikform, die zum Geschichtenerzählen ermutigt. Sie besteht darin, potentielle Gegner einzuladen, sich vorzustellen, dass sie in die Haut der anderen schlüpfen. Dann sollten sie ihre Gedanken mit neuen Lösungen spielen lassen, statt immer nur die alten Probleme frisch aufzuwärmen. (Die Teilnehmer hatten vor, anschließend das Gelernte mit nach Hause zu nehmen und es als Friedensinstrument einzusetzen.) »Es gibt so viele Ängste, Missverständnisse

und Verletzungen«, sagte Roni Ostfield, der Leiter des Projekts. »Es tut richtig weh. Aber wir hoffen immer, dass dann, wenn das Herz eines Menschen für die Kommunikation mit der Gegenseite offen ist, derjenige vielleicht zehn weitere Menschen ansteckt und sich das schließlich von da aus weiter ausbreitet.«

Kann man diese Hoffnung nicht tatsächlich haben? Die Anthropologin Margaret Mead sprach einmal die Mahnung aus, wir sollten »niemals daran zweifeln, dass eine kleine Gruppe engagierter Menschen die Welt verändern kann... Tatsächlich ist dies das einzige, was sie je verändert hat.« Meads Worte erwiesen sich vor einigen Jahren im Gefolge des sogenannten Massakers in der Amisch-Schule als eindrucksvoll wahr.

Am 2. Oktober 2006 betrat ein Milchwagenfahrer namens Charles Roberts überraschend den Klassenraum einer amischen Ein-Raum-Schule in der Nähe seiner Wohnung im östlichen Pennsylvania und befahl, alle Jungen und die Lehrerin sollten den Raum verlassen. Hierauf fesselte Robert die zurückgebliebenen Mädchen an den Beinen und fing an, sie mit einem automatischen Gewehr und vierhundert Schuss Munition, die er mitgebracht hatte, im Stil einer Hinrichtung zu erschießen.

Das älteste Mädchen, eine Dreizehnjährige, flehte Roberts an »zuerst mich zu erschießen und die Kleineren gehen zu lassen.« Das lehnte er ab, eröffnete das Feuer auf alle, tötete fünf und hinterließ die anderen mit lebensgefährlichen Verletzungen. Als die Polizei das Gebäude stürmte, erschoss er sich selbst.

Seine wirklichen Motive werden wir nie erfahren, aber anscheinend hatte Roberts den Kindern in der Schule

erklärt, er hasse Gott, weil dieser ihm seine kleine Tochter weggenommen habe, die einige Jahre vorher als Kleinkind gestorben war.

Innerhalb weniger Stunden ging diese Geschichte in den Medien rund um die Welt. Gegen Abend scharten sich unzählige Fernsehteams in dem kleinen Dorf Nickel Mines. Sie blieben fast eine Woche lang, bis der Mörder und seine Opfer beigesetzt waren.

Dieses brutale Massaker wurde schon bald von einem bemerkenswerten zweiten Kapitel dieser Geschichte übertroffen: demjenigen der Vergebungsbereitschaft der Familien, die ihre Töchter verloren hatten. Kaum war nämlich das Blut vom Boden des Schulzimmers gewischt, als schon Mitglieder dieser tief religiösen Gemeinschaft zu den Eltern und der Witwe des Mörders gingen, um ihnen ihre Anteilnahme auszusprechen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Und ganz selbstverständlich richteten die Amisch zudem einen Hilfsfonds für die Witwe und die Kinder des Todesschützen ein. Sie sammelten sogar für dessen Familie Nahrungsmittel. Noch am Tag des Massakers begegnete ein Reporter einem Amisch, der auf mehreren umliegenden Farmen dafür Spenden einsammelte. Und das Überraschendste war, dass bei der Beisetzung des Mörders ungefähr die Hälfte der Trauergemeinde aus trauernden Hinterbliebenen der Kinder bestand, die seiner Witwe Marie und ihren drei Kindern ihr Beileid aussprachen.

»Außenstehende« bewundern im Allgemeinen die Amisch, aber in diesem Fall fanden viele deren Reaktion auf diese Bluttat unglaublich. Und ein Fernsehmoderator sagte: »Alle Religionen lehren Vergebung. Aber keine praktiziert sie so, wie sie die Amisch zu praktizieren versuchen. Woran liegt das?«

Ich glaube nicht, dass den Amisch das Vergeben leicht fiel. Ich kenne viele Amisch und einige meiner Bekannten kennen einige der betroffenen Familien. Sie sind nicht heiliger als andere, und tatsächlich war auch für sie das Vergeben nicht eine ein für allemal gefällte rasche Entscheidung. Sie mussten sich darum bemühen, und zwar immer wieder aufs Neue. Eines der Opfer lag monatelang im Koma; andere wurden gehirngeschädigt und werden für immer besondere Betreuung brauchen. Manche der Familien haben immer noch solche Angst, dass sie ihren Kindern bei sich zu Hause Unterricht geben. Alle Betroffenen werden mit den Nachwirkungen dieses entsetzlichen Morgens ihr Leben lang zu kämpfen haben.

Aber was die offene Wut und Feindseligkeit angeht, so meinen die Amisch, dass sie destruktiv sei. Sie sei eine Energieverschwendung, die einen in Geiselschaft nehme und letztlich töte, genau wie ihre Töchter von der Wut eines Menschen als Geiseln genommen und getötet wurden. Für diese entschlossenen Nachfolger Jesu gibt es nur die Antwort, die Jesus am Kreuz gab: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Die Einstellung Jesu ist heutzutage nicht sehr weit verbreitet, nicht einmal in religiösen Kreisen. In den seltenen Fällen, in denen sie dennoch öffentlich Ausdruck findet, ist die Reaktion darauf oft skeptisch, wenn nicht geradezu zynisch. Das war 2005 der Fall, als die Serbisch-Orthodoxe Kirche Beobachter damit verblüffte, dass sie um Vergebung dafür bat, das Regime von Milosevic unterstützt zu haben. »Wir bieten unseren albanischen Mitbürgern aufrichtig Versöhnung und gegenseitige Vergebung an«, hieß es im Eingangssatz ihrer öffentlichen Erklärung.

Kritiker verharmlosten diese Entschuldigung als politischen Schachzug, aber es gab auch andere, die diese

Chance zum Dialog nutzten. Sie stellten fest, dass ganz unabhängig von dessen Ergebnis dies der erste solche Versuch war, ehrlich die Hassgefühle zur Sprache zu bringen, die während des Großteils des vorangegangenen Jahrzehnts in der Region zu einer endlosen Abfolge von Gräueltaten geführt hatten.

In ähnlicher Weise stellten Skeptiker auch die Aufrichtigkeit des australischen Premierministers Kevin Rudd in Frage, als dieser Anfang 2008 gegenüber dem Volk der Aborigines in seinem Land eine öffentliche Bitte um Entschuldigung dafür aussprach, dass die Regierung so lange eine Politik der Rassentrennung, Unterdrückung und des faktischen Missbrauchs betrieben habe. Andere begrüßten die Worte des Premierministers. Einer dieser Sprecher war Fr. Michael Lapsley von Südafrika:

Natürlich kann eine Bitte um Entschuldigung nicht die Wahrheit aus der Welt schaffen, dass Unrecht getan wurde, und auch nicht den Schmerz, den viele Generationen eingeborener Australier empfunden haben. Dennoch besteht kein Zweifel, dass dieses repräsentative Eingeständnis... Balsam in die Wunden sein kann, und zudem ein gewaltiger Schritt und Wendepunkt auf dem langen Weg in Richtung Herstellung der Gerechtigkeit und Heilung für alle...

Im Lauf der Jahre habe ich viele von euch davon sprechen hören, dass ihr Schuld und Scham angesichts dessen empfindet, was in der Geschichte eures Landes geschehen ist. Heute bin ich mir dessen sicher, dass vielen von euch Freudentränen kommen, weil endlich der Tag angebrochen ist, das Entsetzliche, das da passiert ist, voll in den Blick zu nehmen und einen neuen Weg einzuschlagen.«

Fr. Lapsley sagte das nicht als bloßer Beobachter. Dieser Priester-Aktivist und international bekannte Advokat einer

»wiederherstellenden Gerechtigkeit« war von der südafrikanischen Regierung verfolgt worden, weil er gegen die Apartheid gekämpft hatte. Schließlich hatte man ihn aus seinem Land ausgewiesen und er hatte dann bei der Explosion einer Paketbombe beide Hände und ein Auge verloren. Seit damals kümmerte er sich um Folteropfer. Er gründete in Kapstadt das »Institute of Healing Memories« (»Institut zur Heilung von Erinnerungen«), wo er Hunderte von Menschen beriet, die schwere Gewalttätigkeiten überlebt hatten. Ihm war klar geworden, dass eine Bitte um Entschuldigung – ja jede solche Bitte – von besonderer Wichtigkeit ist, weil sie oft den ersten entscheidenden Schritt darstellt, ohne den ein Dialog, geschweige denn Vergebung sich niemals entwickeln können.

Fr. Lapsleys Arbeit in Kapstadt ist weit über seine unmittelbare Umgebung hinaus wertvoll, weil sie uns vor Augen führt, wie der Weg in Richtung Versöhnung aussehen kann, und das nicht nur angesichts von persönlichen Traumata, sondern auch zwischen ganzen Völkern, die seit Jahrhunderten in einer langen Geschichte von Hass und Krieg miteinander stecken.

Kurz und knapp gesagt, gehört zu dieser Arbeit, dass man Menschen zuhört, die Narben der Gewalttätigkeit an sich tragen. Das sind nicht nur die, welchen sie angetan wurde, sondern auch die andern, die sie ihnen zugefügt haben. Beide Teile bedürfen der Hilfe, um mit ihren Gefühlen zurechtzukommen. Man muss sie dabei in Richtung Versöhnung lenken und in ihnen die Fähigkeit zum Vergeben wecken. Dabei gilt es, die Vielfalt der ethnischen und religiösen Kulturen auf unserem Planeten zu respektieren und wahrzuhaben, dass alle Menschen denkende Wesen sind und innerlich ihren Wert haben. Und schließlich muss man damit leben, dass es keinen Weg

nach vorn gibt, falls die Bereitwilligkeit aller bisherigen Feinde, die Verantwortung für ihre Vergangenheit mit zu übernehmen, fehlt, und sie nicht erkennen wollen, dass jeder Mensch dazu fähig ist, sowohl Opfer als auch Täter zu werden.

Sich selbst gegenüber so ehrlich zu sein – in sich die Möglichkeit zu sehen, dass man genauso wie sein eigener schlimmster Feind werden kann – ist eine sehr schwere Übung. Aber sie ist zugleich befreiend. Denn wie jedes Kapitel dieses vorliegenden Buchs ausführlich veranschaulicht, gibt es ohne Kämpfen keinen Sieg, ohne Reue keine Erlösung und ohne Schmerz keine Heilung. Ohne Winter gibt es keinen Frühling. Oder, wie es im Evangelium heißt, wenn das Samenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, kann kein neues Korn aufsprießen.

In einer von schnelllebigen Aufregungen und hochgepeitschten Ängsten getriebenen Welt hat die lange, mühsame Arbeit, eine vom Genozid zerrissene Dorfgemeinschaft wieder aufzubauen, kaum eine Chance, in die Abendnachrichten zu kommen. Eine ähnliche Erfahrung mache ich bei meiner Arbeit, wenn ich in Schulen über Vergebung spreche: Eine solche Veranstaltung über Gewaltfreiheit wird kaum Reporter anziehen, eine Schießerei dagegen verschafft einer Schule unverzüglich und dauerhaft Bekanntheit. Aber kann man Erfolg denn überhaupt anhand von Schlagzeilen oder Publikumswirksamkeit bemessen?

Dorothy Day, eine gute alte Bekannte von mir, die jahrzehntelang unter den Armen von New York arbeitete, sagte einmal, das größte Hindernis für den Versuch, die Welt zu ändern, seien nicht andere Menschen oder irgendwelche Institutionen, sondern unser Gefühl, wir könnten sowieso nichts ausrichten und seien zu unwichtig. »Wir

können aber unser eigenes Steinchen in den Teich werfen und zuversichtlich sein, dass es immer weitere Kreise zieht und in die ganze Welt hinauswirkt.«

Ich bin mir sicher, dass in der Welt mehr Geschichten über Liebe und Vergebung gibt als Geschichten über Hass und Rache. Wie lange wollen wir warten, bis wir unsere Geschichte erzählen? Wann werden wir unseren Kiesel in den Teich werfen und zusehen, wie sich die Wellen ringförmig ausbreiten?

Nachwort

Zu Anfang dieses Buchs habe ich von einem Mann erzählt, der ein sieben Jahre altes Mädchen ermordet hatte und die Frage gestellt: »Wie kann man einem solchen Menschen jemals vergeben?« In den Jahren nach unserer ersten Begegnung hat er einen bemerkenswerten Wandel durchgemacht. War er zunächst gefühlsmäßig abgestumpft gewesen und hatte sein Verbrechen als unvermeidliches Ergebnis der Übel unserer Gesellschaft betrachtet, so begann er später doch einzusehen, dass er für sein Handeln selbst verantwortlich gewesen war. Er begann unter seinem Bedarf nach Vergebung gewaltig zu leiden und eher um andere als um sich zu trauern. Schließlich konnte ich mitverfolgen, wie seine Reue nach und nach unverkennbar Wunder wirkte: Er konnte sich der Schwere seiner Taten stellen, die volle Schuld dafür auf sich nehmen *und* einen bemerkenswerten Frieden im Herzen erfahren – den Frieden, von dem die Evangelien sprechen, »der alles menschliche Begreifen übersteigt«.

Wie kann man einem solchen Menschen jemals vergeben? Wenn wir wirklich an die verwandelnde Kraft der Vergebung glauben, müssen wir auch glauben, dass man ihm vergeben kann. Denn selbst wenn die Angehörigen seines Opfers dabei bleiben, ihm ihre Vergebung zu verweigern, kann von Gott her dennoch für ihn die Erlösung

kommen – und im Fall dieses Mannes kann man kaum die Tatsache leugnen, dass sie ihm zuteil geworden ist.

Natürlich dürfen wir nie verharmlosen, welche Todesängste sein Opfer mitmachen musste und wie sehr seine Familie immer noch darunter leidet. Alle Reue in der Welt kann ein Mordverbrechen nicht ungeschehen machen. Aber wir dürfen einen Menschen nicht als genauso hoffnungslos abschreiben und ihm die Möglichkeit, sich zu ändern, versagen. Auch uns selbst geht es ja so, dass wir, so oft wir auch fallen, immer wieder wünschen, dass die anderen uns vergeben und daran glauben, dass wir uns ändern können. Und Jesus von Nazareth hat es vor vielen Jahrhunderten so gesagt: »Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.«

Vergebung verfügt über eine ganz eigene Kraft. Sie befreit uns von jeder Fessel des Vergangenen und hilft uns, jedes Hindernis zu überwinden. Sie kann sowohl den Vergebenden als auch den, dem Vergebung zuteil wird, heilen. Ja, sie könnte die ganze Welt verändern, wenn wir das nur zuließen.

Jeder von uns verfügt über die Schlüssel zur Vergebung. Es liegt an uns, ob wir uns entscheiden, sie zu gebrauchen.

Der Autor

Johann Christoph Arnolds Bücher über Kinder, Ehe, Friedensarbeit und Vergebung wurden auf Englisch in über 400 000 Exemplaren verkauft und in zahlreiche andere Sprachen übersetzt. Er ist mit seinem außerordentlichen Erfahrungsschatz und seinen persönlichen Einsichten nicht nur Schriftsteller, sondern auch Pastor und hat zudem (zusammen mit seiner Frau Verena) Tausende von Einzelpersonen und auch Ehepaare, Kinder und Teenager beraten, darunter Drogensüchtige, Häftlinge und Strafvollzugsbeamte, Erzieher, Schüler und Sterbenskranke.

Arnold ist in den Vereinigten Staaten ein beliebter Referent an Schulen und bei öffentlichen Vorträgen über die Rolle der Vergebung bei gewaltfreien Konfliktlösungen und über deren Bedeutung als Schritt zur Versöhnung. Als ausgesprochener Sozialkritiker hat er weltweit an Initiativen für Frieden und Gerechtigkeit mitgewirkt. Seine jüngsten Reisen führten ihn nach Europa, in den Mittleren Osten, nach Mittelamerika, Südostasien und Afrika – und in Schulen, Krankenhäuser, Gefängnisse und Flüchtlingslager.

Arnold und seine Frau haben acht Kinder und zahlreiche Enkel und Urenkel und leben im Staat New York.



Reich an Jahren

Frieden und Erfüllung für ein langes Leben

Johann Christoph Arnold

Nur keine Angst vor dem Alter! Johann Christoph Arnolds Buch macht Mut, die positiven Seiten des Alters zu entdecken. Bedeutet alt zu sein wirklich einen Mangel an Jugend? Arnold selbst ist in seinen Siebzigern und kennt die Schwierigkeiten des Alterns aus eigener Erfahrung. Doch auch durch Jahrzehnte seelsorgerischer Erfahrung weiß er, wie alte Menschen und ihre Angehörigen das Beste aus dieser besonderen Zeit herausholen können. In diesem Buch kommen viele Menschen zu Wort, die im Älter-werden Sinn und Erfüllung gefunden haben.

Ulrich Parzany

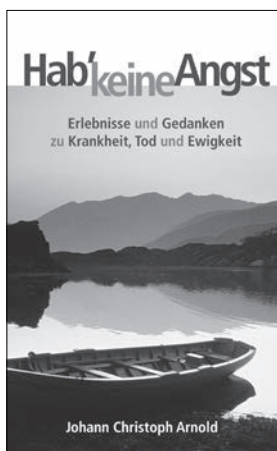
Johann Christoph Arnold hat mich mit seinem Buch »Reich an Jahren« so sehr gepackt, dass ich es kaum aus der Hand legen konnte. Ich habe es für mich persönlich als eine Hilfe und Ermutigung empfunden. Der Autor schreibt lebensnah, mit viel Weisheit und nicht ohne Humor. Dieses Buch ist eine kostbare Hilfe in einer Zeit, in der viele Menschen das Alter und Sterben verdrängen.

Andreas Malessa

Lebenserfahrungen machen alle. Lebens-klugheit gewinnen nur wenige. Alt werden auch alle. Reif und stark nur wenige. Die vielen weisen und ja, im tiefsten Sinne »schönen« Alters- und Alltagsgeschichten haben mich sehr berührt. Allen Menschen mit Eltern sehr zu empfehlen!

Plough Publishing House, 208 Seiten, Paperback

www.plough.com/de



Hab' keine Angst

Erlebnisse und Gedanken zu Krankheit, Tod und Ewigkeit

Johann Christoph Arnold

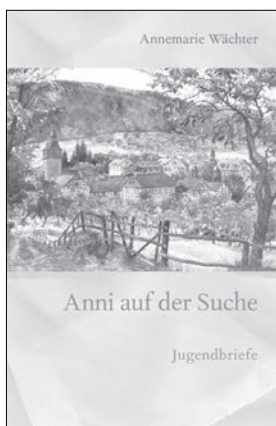
Schicksalsschläge, Krankheit und Tod gehören zum Leben. Wie gehen wir damit um? Aus seiner langjährigen Erfahrung als Seelsorger berichtet Arnold von Menschen, die den Kampf gegen die Verzweiflung aufgenommen haben und dabei tiefer als je zuvor zum Geheimnis des Lebens vorgedrungen sind. In unserer materialistischen Kultur ist ihr Zeugnis über ihr eigenes Leben hinaus ein Licht der Hoffnung.

Uwe Heimowski

Arnold erzählt sehr persönlich und lässt andere Menschen persönlich erzählen. Ehrlich, nicht beschönigend und doch sehr sanft lesen sich diese Berichte. Sie werden zu einem Spiegel der eigenen Erfahrungen. Sie trösten. Und sie wecken die lebendige Hoffnung auf die Ewigkeit.

Plough Publishing House, 224 Seiten, Paperback

www.plough.com/de



Anni auf der Suche **Jugendbriefe**

Annemarie Wächter

Als Fünfzehnjährige ohne Vater verlässt Anni das Haus. Sie will nicht länger als einziges Mädchen am Jungeninternat der Fröbelschule Keilhau in Thüringen bleiben und fängt eine Ausbildung an. So beginnt ihre Suche nach einem echten und sinnvollen Leben. Findet sie, wonach sie sucht? Die Briefe und Tagebuchnotizen der Absolventin aus den Jahren 1929 bis 1932 werfen Fragen auf, die wir uns heute noch stellen.

Gabriele Wächter

Annemarie Wächters Geist und Vermächtnis kann noch heute weltweit alle inspirieren und verbinden, die sich wie Friedrich Fröbel für Kinder einsetzen wollen.

Johann Christoph Arnold

Was sollen diese Aufzeichnungen von vor 80 Jahren mit unserem heutigen Suchen nach einem erfüllten Leben zu tun haben? Beim Lesen wird diese Frage überzeugend beantwortet. Ich glaube, dass sich viele in diesen Zeilen wiederfinden werden.

Plough Publishing House, 158 Seiten, Paperback

www.plough.com/de



Leben im Licht

Über Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Liebe

Eberhard Arnold

Mit diesem Buch, der ersten umfassenden Sammlung von Schriften Eberhard Arnolds, werden die Gedanken dieses christlichen Visionärs und Aktivisten einer neuen Generation zugänglich gemacht. Seine Ausführungen zu elementar wichtigen Themen wie soziale Gerechtigkeit, Frieden und Gemeinschaft, aber auch über die Notwendigkeit einer kompromisslosen Jesusnachfolge haben nichts von ihrer Aktualität verloren.

Jürgen Moltmann

Ein Weckruf für die religiös ruhiggestellte und bürgerlich angepasste Christenheit in der westlichen Welt.

Jim Wallis

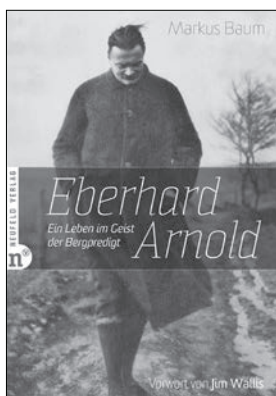
Das Zeugnis von Eberhard Arnold ist ein dringend notwendiges Korrektiv für eine moderne Kirche, in der die lebenswichtige, biblische Verbindung zwischen Glauben und Gehorsam verlorengegangen ist... Er zeigt uns, wie Nachfolge in der heutigen Welt aussehen könnte.

Juli Loesch Wiley

Von Arnolds Schriften geht eine Kraft aus, die man nicht leugnen kann. Sie rührt daher, dass es zwischen seinem erklärten Glauben und seinem tatsächlichen Leben keinen Unterschied gab. Das verleiht seinen Worten ein Gewicht und eine Tiefe – ein Recht darauf, vernommen zu werden.

Plough Publishing House, 224 Seiten, Paperback

www.plough.com/de



Eberhard Arnold

Ein Leben im Geist der Bergpredigt

Markus Baum

Eberhard Arnold gehört zu den großen Gestalten der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts. Ohne Berührungsängste pflegte der Zeitgenosse und Gesprächspartner von Karl Barth, Martin Buber und Leonard Ragaz den lebendigen Austausch mit der Jugendbewegung wie mit der christlichen Studentenarbeit, mit der Evangelischen Allianz wie mit dem religiösen Sozialismus. Er hielt evangelistische Vorträge, setzte sich publizierend mit der Gedankenwelt seiner Zeit auseinander und gründete die Bruderhof-Bewegung, die sich bis heute auf ihn beruft. Und er rang leidenschaftlich darum, Jesus kompromisslos zu folgen.

Jim Wallis

Seit der Zeit Jesu haben kleine Gruppen ernsthafter Christen versucht, der Ethik der Bergpredigt entsprechend zu leben. Während viele Christen diese Ethik einer zukünftigen Welt zuschreiben, haben andere die Überzeugung vertreten, dass Jesus seinen Jüngern aufgetragen hat, sie hier und jetzt umzusetzen. Die Lebensgeschichte eines dieser Menschen liegt hier vor uns. Es ist nicht das Anliegen des Buches, den Menschen Eberhard Arnold zu verherrlichen. Vielmehr legt es Zeugnis ab von Gottes Treue und Gottes Handeln in der Geschichte.

Peter Zimmerling

Eine sprachlich brillant und spannend geschriebene Biografie über den Gründer der Bruderhofgemeinschaft ... Vor allem aber fordert das Lebenszeugnis Arnolds Christen heraus. Er hat versucht, die Gebote der Bergpredigt kompromisslos zu leben.

Neufeld-Verlag, 252 Seiten, gebunden



Meine Flucht nach Hause

Josef Ben-Eliezer

Als Jude in Frankfurt am Main geboren, flieht Josef mit seiner Familie vor dem Holocaust nach Polen und landet schließlich im sibirischen Arbeitslager. Hunger und Not sind tägliche Begleiter. Gemeinsam mit seiner Schwester gelingt dem 13-Jährigen die Reise nach Teheran. Von dort aus gelangen sie 1943 nach Palästina. Josef nennt sich nun Ben-Eliezer und kämpft als Soldat für die Unabhängigkeit Israels. Doch die Unmenschlichkeit des Krieges verfolgt ihn weiter: Warum können Menschen nicht friedlich miteinander leben? Josef Ben-Eliezer bleibt auf der Suche nach dem Wahren und Guten. Er will für etwas leben, »das größer ist«. Schließlich findet er in der Bruderhof-Gemeinschaft in Deutschland zum ersten Mal in seinem Leben echte Heimat. Hier begegnet der Jude Josef Ben-Eliezer dem Juden Jesus ...

Ulrich Eggers

Josef Ben-Eliezers extrem weit gespannte Lebensreise vereint wie unter einem Brennglas vieles, was das letzte Jahrhundert so extrem machte. Ein beeindruckendes Zeugnis über einen Weg zu Gott. Mit Antworten, die auch in die aktuelle weltpolitische Situation sprechen.

Yossi Katz

Dieses beeindruckende Buch erzählt die Geschichte eines bemerkenswerten Lebens – eines Lebens, das mit großer Ehrlichkeit und tiefer Überzeugung gelebt wurde, eng verbunden mit dem Judentum, Israel und der Kibbuz-Bewegung. Es lehrt uns einige wichtige Lektionen darüber, was Liebe und Freundschaft bedeuten. Höchst empfehlenswert.

Neufeld-Verlag, 141 Seiten, gebunden